

**Jakob  
Schläpfe und  
andere  
Geschichten**

Emanuel von  
Bodman

3434  
65  
349

Library of



Princeton University.

BLAIR MEMORIAL COLLECTION



67



A decorative floral wreath bordering the text. The wreath is composed of various flowers, including roses and smaller blossoms, with detailed leaves and stems. The flowers are arranged in a circular pattern, framing the central text.

Jakob Schläpfle

von

L. von Bodman

Werke von Emanuel von Bodman:

Erde\*), ein Gedichtbuch, 1896

Jakob Schläpfle und andere Geschichten,  
1901

Neue Gedichte

mit Buchschmuck von Th. Th. Heine, 1901

fämtlich im Verlag von Albert Langen, München

---

\*) Ein 1894 im Verlag von Sterns litterar. Bulletin der Schweiz in Zürich erschienenenes Gedichtbändchen „Stufen“, das der Verfasser als Ganzes nicht mehr anerkennt, ist zum Teil in „Erde“ aufgegangen. Die darin enthaltenen Tierfabeln erscheinen demnächst mit neueren zusammen als Bändchen für sich.

Kleine Bibliothek Langen Band XXXVII

Emanuel von Bodman

# Jakob Schläpfle

und andere Geschichten



Albert Langen  
Verlag für Litteratur und Kunst  
München 1901





# Inhalt

	Seite
<u>Das Karuffel . . . . .</u>	9
<u>Der neue Mensch . . . . .</u>	18
<u>Der Berg . . . . .</u>	94
<u>Jakob Schläpffe . . . . .</u>	115

3434  
-65-  
-349

(RECAP)

541249





## Das Karussel

Ich war damals ein blutjunger Bursche, doch hatte ich schon ein gut Stück Welt gesehen, lebte ziemlich einsam und trug einen gewaltigen Liebeshunger mit mir herum. Dabei besiel mich oft eine Angst, ich könnte das Weib, das meine Sehnsucht war, nie finden, und so kam es denn mitunter vor, daß ich in bitterem Rausch die Nächstbeste, die nur in einer Außerlichkeit etwas von dem an sich hatte, was ich begehrte, in die Arme nahm, wenn es sich bot, mochte sie sein, wer sie wollte.

An einem milden Herbstnachmittag wäre mir fast etwas Ähnliches passiert.

Kam ich auf einer Reise in ein stilles Landstädtchen. Es war Jahrmarkt. Ich drängte mich durch das kauflustige Volk nach dem Stadthorplatz, in den bunten Trubel von Buden, Luftballons, Menschen, Affen und Kamelen hinein. Ich postierte mich auf einem Sandhaufen und blickte umher. Eine Drehorgel haspelte ein altes Lied herunter, eine große Wachs puppe tanzte, die Kinder klatschten und jubelten, wenn der Teufel den Kasperle am Kragen packte, Mädchenlachen schwirrte umher, irgendwo in einer Bude brüllte ein Löwe; das alles hatte die Sonne in goldigen Dunst gehüllt.

Ich schaute eine Weile zu, dann schlenderte ich umher, bis ich auf einem Karussell ein junges Weib bemerkte, wie ich annahm, die Besitzerin oder ihre Tochter, denn sie sammelte das Geld ein. Es ging etwas so Verlockendes von ihr aus, daß ich stehen blieb und hinsah. Immer,

wenn sie nach einer Drehung wieder erschien, nahm ich sie fest ins Auge, so daß ich allmählich ein Bild von ihr bekam. Sie war von schlankem, doch vollem Wuchs; das verschossene rote Samtkleid, das sie trug, verbarg ihn nicht, denn es schmiegte sich knapp ihren Formen an. Hals und Schultern verzierte ein seltsamer Spitzenkragen, der sich aus einem früheren Jahrhundert in unsere Zeit gerettet zu haben schien. Was mich indes am meisten anzog, war ihr roter Mund, auf dem eine süße Schwere schlummerte, die alle meine Sinne gefangen nahm; nur wenn die grauverschleierte Augen blitzten, schien sich dieselbe ein wenig aufzuhellen.

Sie hatte mich wohl bemerkt, denn als das Karuffel anhielt, lächelte sie und streichelte kofett das arme Pferd, das den ganzen Drehkarren ziehen mußte.

Ich wagte es, stieg auf, mitten unter Kindern, und setzte mich in einen blaulackierten Wagen. Sie kam mit dem Teller und lächelte. Ich fragte,

ob sie nicht in meinem Wagen Platz nehmen wollte; sie that es, indem sie den Teller einem jungen Burschen übergab, der einen grünen Kittel anhatte. Nun begann die Orgel, und die Fahrt ging los.

Wir sprachen wenig. So in der Nähe gewann das Mädchen nicht. Ihre Handgelenke waren plump, ihre Stirne niedrig. Doch lag in den Augen eine Art Sehnsucht. Der Mund aber war von echtestem Rot und so geschwungen, daß er mich verwirrte.

„Wie alt sind Sie?“ fragte ich, um etwas zu sagen.

„Zwanzig,“ lachte sie, wobei ihre weißen Zähne zum Vorschein kamen.

Ich berührte ihren Arm, wie zufällig, und sah ihr ins Auge. Sie hielt meinen Blick aus mit einem verträumten Trotz. „Am Abend,“ sagte ich leise, „wenn das Karussell ausruht, komm’ ich. Hätten Sie Lust, einen Mondspaziergang mit mir zu machen?“ Sie biß sich auf die Lippen, sie war offenbar verblüfft, dann

ließ sie ihr Auge schwer in meinem ruhn und sagte mit leicht zitternder Stimme: „ja“.

Ich lehnte mich zurück und blickte auf ihre Kniee. Kein Wort fiel mehr, auch wäre jedes in dem Lärm, den jetzt die Buben auf ihren Holzgäulen machten, ertrunken. Dann schellte es, das Karussell drehte sich langsamer. Auf einmal überkam es mich merkwürdig: während ich mal umguckte, fühlte ich, wie sich aus einem blassen Gesicht heraus zwei schwarze Augen unter knabenhaften Locken angstvoll und haßerfüllt in die meinen bohrten. Dem jungen Burschen gehörten sie, dem das Weib vorhin den Teller übergeben hatte. Was wollte der! Ich betrachtete ihn, bis er wegblickte, dann gab ich nicht weiter acht auf ihn.

Die Fahrt war zu Ende.

Ich drückte dem Mädchen rasch die Hand und stieg aus. Unten winkte ich noch einmal, worauf ich mich in meinen Gasthof verfügte.



Mit Einbruch der Nacht trat ich wieder ins freie. Ich zog die Uhr: es war noch zu früh, nach dem Pläze hinzugehen, und so machte ich vorher noch einen Spaziergang.

Ein leichter Wind blies, ich lief ihm geradewegs entgegen, als sollte er ganz in mich hineindringen und meine Gedanken klären. Und wie ich so die Straße hinauffschlenderte, an einem Bach entlang, der durch die Felder floß, zog eine tiefe Ruhe in mich ein, und ich kam mit mir ins Klare.

Ich wußte wohl, daß mir das Meßkind nicht viel bieten konnte. Nur besaß sie, wenn auch sehr vergrößert, in Mund und Gestalt etwas, was ich am Weibe liebte. Ich wollte das genießen, wollte eine Ahnung von Glück wieder einmal haben, um nachher um so mächtiger in den Strudel der Sehnsucht zu sinken, in dem, tief unten, verschwommen, das Bild der Unbekannten schlummerte, die ich suchte, wie mich selbst.



Das Gras noch feucht und kühl; ich befand mich schon tief in den Wiesen, die Stadt hatte ich eine gute Strecke im Rücken. Im Mondlicht, das niederzufallen begann, erkannte ich die Zeiger meiner Uhr und bog nun rasch in einen schmalen Feldweg ein, der, wie ich wußte, direkt auf den Platz führte.

Je näher ich kam, um so stärker strengte ich mein Ohr an, ohne einen Ton Musik mehr zu vernehmen. Nur in der Menagerie brüllten die Löwen, daß ich an die Wüste dachte.

Der Platz war leer. Einige Lichter brannten noch, einige Menschen standen umher und flüsterten. Ich beobachtete. Drüben, hinter dem Karussell, eine ziemliche Strecke vom Schlafwagen entfernt, bewegte sich eine junge weibliche Gestalt. Das war sie sicher. Ich fühlte mein Blut rinnen und wollte hinüber, als mich eine eintönige Melodie bestrickte, die Einer vor sich hinpfeiff, der über den Platz daherkam, einen Wassereimer in der Hand. Als ich stärker hin-

sah, erkannte ich den jungen Mann vom Karussell. Er hatte mich nicht bemerkt, ganz in sein Pfeifen versunken lenkte er dem Brunnen zu, der nebenan unter einem Obstbaum plätscherte. Er stellte den Eimer unter die Röhre und wartete, bis er voll war. Dabei pffif er immer. Es klang so klar in die Herbstnacht hinaus. Ich näherte mich. Und wie ich ihn so in seinem seltsamen Alltag schaute und sein kindliches Gesicht sah mit den herben Zügen und dem wirren Lockenhaar, erbarmte mich seiner.

Ich wollte es wissen. Wie um die Hände zu waschen schritt ich rasch an den Brunnen und tauchte sie in das Becken. Leise fuhr der Bursch zusammen, als er mich erkannte, und ich fühlte seinen erschrockenen Blick auf mir. Um sich nichts anmerken zu lassen, hob er jetzt mit einer trotzigen Bewegung, die mir gefiel, den vollen Eimer herunter und zog seines Wegs mit festem Schritt. Aber er pffif nicht mehr, und den Kopf trug er gesenkt. Wie ein Vogel,

der eine Katze heranschleichen sieht, aufhört zu singen, hatte er von seinem Pfeifen gelassen.

Nun wußte ich's. Er liebte sie. Sie war ihm sicher alles, während sie mir bloß eine kleine Lust wäre. Eine kleine süße Lust. Ihm aber könnte diese zu einem großen Schmerze werden, dem jungen Burschen mit dem Lockenkopf.

Ich kämpfte; ihr roter Mund . . ! Und drüben stand sie und wartete, ich sah es genau. Dann dachte ich an seine Jugendsehnsucht, bog ab und verlor mich, meine eigene Sehnsucht im Herzen, in die Nacht hinein.





## Der neue Mensch

### I

Hinten, hinter dem alten Stadthor, auf dem Holzplatz, hoben sich zwei Gestalten von der sinkenden Dämmerung ab.

„Seltsam,“ sagte der eine, indem er seinen dünnen Backenbart streichelte, „daß es so wenige Menschen giebt, die auf einen solchen Gedanken kommen oder gar den Mut haben, ihn durchzuführen. Und dies wäre doch nicht so schwer. Und“, fuhr er fort — er machte dabei einige Schritte, blieb stehn und schlug unwillkürlich auf seine rechte Hüfte, die etwas schief geraten war,

los — „davon hängt es doch ab, ob die Menschheit wieder auf die Beine kommt oder immer schneller ihrem Verfall entgegenfaßt. Wenn einige große Kerle den Anfang machten und sich mit großen Weibern zusammenthäten, schließlich bloß auf einige Zeit, je nach den äußeren Umständen, glauben Sie mir, dann träten viele solche in ihre Fußstapfen, und so hätten wir in zwanzig, vierzig Jahren ein Geschlecht herangezüchtet, das vor einem unserer Altvorderen die Augen nicht zu Boden zu schlagen brauchte.“

Als er merkte, daß sein junger Freund verträumt seinen Worten nachsann, sagte er plötzlich: „Machen Sie den Anfang, Brugger! Sie haben den Körper dazu! — Unseren hätte man am ersten Tage totschlagen sollen.“

Brugger stemmte die Hände gegen den Balken, auf dem er gehockt, und ließ sich auf den Boden hinunter.

„Über wie?“ machte er, wobei er nicht ohne Stolz seine Glieder betrachtete.

„Na, na, ich dachte, in unserer Stadt giebt es doch manches große und gutentwickelte Mädchen. Und da Sie ja die Mittel haben, einen Sprößling gediegen ernähren zu können, dürfte manche freudig darauf eingehen.“

„Glauben Sie?“

„Entschieden. Am geeignetsten wäre meiner Ansicht nach ein Dienstmädchen vom Lande, weil solche unsern Urbildern noch am nächsten kommen. Auf Schönheit wäre dann weniger zu sehen, wie auf starken Wuchs. Wie gesagt, man erwürbe sich damit ein Verdienst um die Menschheit, um das einen mancher behänderte Minister beneiden dürfte.“

„Eine That wäre es ja,“ meinte Brugger. Aber die Sache hätte einen großen Haken, und das sei seine Mutter.

Jener runzelte die Stirn. „Ihre Mutter darf Ihnen nicht im Wege stehen, wenn es sich um so wichtige Dinge handelt. Sie kommt auch nicht sobald hierher — und dann,

wenn sie auch erfährt — sie wird doch zugeben —“

„Ja, wissen Sie, mein Lieber,“ machte Brugger mit einer zweifelnden Handbewegung, „meine Mutter ist halt eine nüchterne Frau, und ich zweifle, ob ich es soweit bringen kann, sie von der Wichtigkeit einer solchen That zu überzeugen, 's ist schon das beste, wenn sie nichts davon erfährt. Mein monatlicher Wechsel ist schließlich groß genug, daß ich einige Mark zu einem solchen Zweck verwenden könnte. Für einstweilen. Das Mädchen müßte eben das Kind die erste Zeit bei sich behalten. Wenn es aber einmal flügge wird, das Kleine?“

„Wir werden schon einen Menschen aus ihm machen, wenn's einmal auf der Welt ist,“ sagte der andere. Seine Erziehung werde er dann in die Hand nehmen. Er möchte nämlich auch sein Scherflein beitragen zur Bildung des neuen Menschen, und da seine Frau sich neun Jahre umsonst nach einem Kind gesehnt habe

(er Plage deshalb das Schicksal nicht an, die Kinder eines Halbkrüppels seien doch zu nichts nutz), käme er wohl ihrem Wunsch entgegen, wenn er ihr einen wohlgebauten Pflegebuben — am Ende dürfe es auch ein Mädchen sein — zu Weihnachten oder zu Ostern schenke.

Das leuchtete Brugger ein. Er fuhr mit den Händen in der Luft herum und rief: „Unter diesen Umständen bin ich dabei. Jawohl, warum sollte ich nicht dabei sein! Wissen Sie, Rommel,“ setzte er aufgethaut hinzu, „eigentlich läßt mir meine Bildhauerei auch wenig Zeit übrig zum Kindererziehen, Ihre Verhältnisse dagegen sind ganz dazu geeignet, und ich denke, bevor ich die That begehe, wollen wir das zur Bedingung machen, was Sie vorhin meinten.“

Rommel überlegte, während jener die Sache weiter ausmalte. „Natürlich werde ich einen Teil der Kosten tragen und das Mädchen, dem man ihr Kind nimmt, entschädigen.“

Rommel nickte. Wenn ihm Brugger anfangs



ein wenig unter die Arme greifen wollte, wär' ihm das lieb, später aber werde er die Unterhaltungskosten auf sich nehmen. Nur verlangte er von ihm, er müsse ihm das Mädchen, das seinen Pflegesohn gebären solle, dann erst zeigen, damit er keine Katz' im Sack kaufe.

Brugger versprach es. —

Es war dunkel geworden, und sie machten sich auf den Heimweg. Ein paar weiße Hummelspinner zogen am Erdboden ihre Kreise; das war wie ein Tanz.

Als die beiden die Pappelallee verließen und in die Stadt bogen, lachte Brugger laut auf.

„Das giebt einen Hauptspaß,“ rief er. „Meine Freunde in München werden sich wälzen!“

„Die Sache hat ihren ernstesten Hindergrund,“ sagte Rommel, der stehen blieb. Sie waren vor seinem Hause angelangt. Ein Barbierbecken aus gelbem Blech glänzte neben der Ladenthür im Laternenlicht. Darüber prangte

in großen Lettern sein Schild: Karl Rommel, Haarschneider und Barbier.

„Wie gesagt, Sie würden uns einen rechten Gefallen damit erweisen. Und, nicht zu vergessen, der Menschheit einen Meisterdienst. Und wenn ich einst meiner Frau so ein Kleines in den Arm lege und ihr sage, daß Sie der Vater sind, wird sie einen Luftsprung machen. Noch einmal: überlegen Sie sich's!“

Er drückte ihm die Hand und verschwand im Hausgang.

Am heutigen Tage suchte Fritz Brugger sein Bett später auf als gewöhnlich. Wohl eine Stunde saß er auf dem Fenstersims daheim und sah in die Nacht. Seine Augen ruhten auf einem Haus, das jenseits vom Rheine neben der großen Pappel lag. Eben fing das Dach an zu glänzen, der Mond war über den Giebeln aufgestiegen.

„Was wird Helene mit mir anfangen, dann?“ sagte er sich. Und er wurde traurig.

Als aber unten, auf der Gasse, zwei Katzen ihr Liebesgeheul ausstießen, wurde er trotzig. „Diese Tiere geben sich ihren Trieben hin, ohne ihre Mütter und Tanten um Erlaubnis zu bitten, und wir müssen mit Blicken vorlieb nehmen.“ Und in dem Gedanken, daß seine braunäugige Angebetete drüben im Haus am Rhein seine Streiche nicht alle zu wissen brauchte, legte er sich schlafen.

Und noch lange lachte er in sein Kopfkissen, bis das Bild eines forschenden Dienstmädchens ihm die Lieder schloß.



## II

Es schlug ein Uhr. Rommel war unter die Thür getreten und sah ins Freie. Einige verspätete Kostgänger stiegen die Treppe zum

„Rappen“ hinauf, sonst ging niemand auf der StraÙe. Aber aus den Fenstern, Polsterkissen unter die Arme gebreitet, lugten Frauen mit fetten Händen und Bürger in Hemdarmeln.

Rommel rumpfte die Nase und ging wieder in sein kühles Hinterstübchen, das durch einen Vorhang vom Haarschneidesalon getrennt war. Er nahm ein aufgeschlagenes Buch, das ihm der Lehrer Weckerle geliehen, wieder in die Hand und las sich laut daraus vor, und während er las, traten einige Quersalten auf seine Stirn. Auf einmal hielt er inne, dann las er mit freudiger Stimme:

„. . . ber dich sollst du hinausbauen. Aber erst muÙt du mir selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele.“ —

„So ist Brugger,“ dachte er. —

„Einen höheren Leib sollst du schaffen, ein aus sich rollendes Rad . . . Also sprach Zarathustra.“

Er klappte das Buch zu und schritt be-

friedigt auf und ab. Was das Rad bedeutete, war ihm nicht eben klar, aber der höhere Leib! der höhere Leib! Er reckte sich, da brachte ihm seine Frau eine Tasse Milch.

„Du mußt auch immer stören!“ fuhr er sie an.

„Ei, ei, was hast du denn so Wichtiges?“

Sie zupfte ihn am Ohrläppchen.

„Das wirst du schon erfahren. Wart' noch ein Jährchen!“

„Ein Jährchen? Warum gerade ein Jährchen?“

„Da wirst du etwas erleben!“

„Ach so —!“ lachte sie. „Das hast du schon oft gesagt.“ Und mit wehmütigem Lächeln verschwand sie wieder.

„Kalb,“ brummte Rommel vor sich hin. „Was weißt du! Erst muß man selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele.“ Er fand es ganz in der Ordnung, daß er keine Kinder hatte, und warf dabei einen hämischen Blick auf seine schiefe Hüfte. Da klingelte es.

Seine Frau zog den Vorhang zurück und ließ Brugger eintreten.

„Das ist nett, daß Sie zu uns kommen,“ sagte sie.

Brugger lächelte ihrem Mann geheimnisvoll zu, der wurde neugierig und rieb sich die Hände.

„Ja, ja, Frau, über's Jahr, wenn die Veilchen blühen. Nicht wahr, Herr Brugger?“

Frau Rommel sah sich den einen um den andern an und schüttelte den Kopf. „Was ihr bloß habt!“ Sie wollte Brugger eine Tasse Kaffee bringen, aber Rommel bat ihn, Milch zu trinken, wie er, die gehe mehr ins Blut. Dabei warf er einen Seitenblick auf seinen großen, wohlgebauten Körper, und ein leiser Neid setzte sich in seine Mundwinkel. „Wenn ich so wäre!“ dachte er. Dann tröstete er sich: er hatte ja dafür ein wohlgebautes Gehirn mit auf die Welt bekommen.

Nachdem er seine Frau sanft hinausgeschoben,

überfiel er seinen Freund mit Fragen. Der suchte die Achseln und erzählte.

Er hatte Umschau gehalten, und der Zufall war ihm günstig gewesen. In seiner Gasse ist ein altes Giebelhaus mit einem Hof daneben. Jeden Morgen, wenn er vorübergegangen, hatte er da hineingeblickt, weil jeden Morgen um den schönen großen Brunnen, der in der Mitte stand, eine Menge weißer Tauben sich tummelte. Heute nun sah er unter der Hofthür eine blonde Magd stehen, von beträchtlichem Gliederbau, lang und breit, die ihm mit aufgesperrten Augen nachgaffte. Die würde ihrem Zweck wohl entsprechen, meinte er, doch glaube er kaum, daß er sich irgendwie für sie begeistern könne, weil er sich zu großen und starken Frauenzimmern nicht hingezogen fühle.

„Ach,“ brauste Kommel auf, „einmal können Sie doch ein Opfer bringen, wo es sich doch um einen Zweck handelt, von dem man wirklich sagen darf, daß er groß und in des Wortes

tiefster Bedeutung sittlich ist.“ Er faßte Brugger am Rockragen und redete ihm eindringlich zu Herzen, bis dieser in Unbetracht der Freude, die er einer stillen Familie machen würde, sich erweichen ließ.

„Man muß die Backe rasieren, solange sie naß ist,“ dachte Rommel, nahm seinen Hut, gab seinem Lehrling den Auftrag, hübsch geschickt zu sein, bis er wiederkäme, und zog Brugger mit sich fort, der Brückengasse zu.

„Ich weiß nicht,“ sagte Brugger unterwegs, indem er die Miene eines Erfahrenen aufsetzte, „ob wir sie jetzt zu Gesicht bekommen werden. Um diese Zeit pflegen die Mägde in der Küche zu sein.“

Auf einmal aber, in der Nähe des Giebelhauses, stupfte er Rommel mit dem Ellbogen und wies mit dem Kinn auf eine Magd, die auf der Straße stand, und sagte ihm, daß sie das sei. „Groß wär’ sie,“ meinte Rommel. Sie hatte eben von einem vor dem Hause



haltenden Wagen eine Kohlenkiste heruntergehoben und war im Begriff, dieselbe in den Hof zu tragen. Als sie die beiden Spaziergänger bemerkte, zögerte sie ein wenig und that, als ob die Kiste sehr schwer sei.

„Sollen wir ein wenig helfen?“ rief ihr Rommel im Vorbeigehen zu, indem er sie mit dem Blick eines Habichts betrachtete.

„Danke,“ lachte sie, „so was mach' ich allein!“ Und mit ausgestreckten Armen trug sie stolz die Kiste davon.

Die zwei sahen sich an.

„Sie ist gut,“ sagte Rommel, verabschiedete sich nun von seinem jungen Freund, und beide gingen ihrer Wege.



In der Dämmerung aber schritt Fritz Brugger wieder dem Siebelhaus zu, halb lustig, halb unmutig; denn in seinen Träumen

spiegelte sich jenes Haus drunten am Rhein, in dem, wie in einem Kloster, sein Liebchen wohnte. Er seufzte. Nachdem er, seinem Vorhaben gemäß, eine Viertelstunde auf und ab gegangen war, wurde er ungeduldig und wollte sich zum Rückzug anschicken; da erblickte er unter der Hausthür, im Schein der Laterne, eine dunkle Gestalt, die eine weiße Schürze an hatte. Er schlich näher, er hatte sich nicht getäuscht, es war die Magd. Und eine Thatlust wogte plötzlich wie süßer Most durch seinen Körper.

„Guten Abend, Fräulein,“ sagte er, indem er etwas verlegen an seiner Hutkrempe zupfte.

„Guten Abend!“ erwiderte sie, ihre Stimme zitterte.

Er sah an ihr hinunter, unwillkürlich blieb sein Blick auf ihren großen Stiefeln haften, die unter der Rockfalte hervorlugten.

„Betrachten Sie die Sterne?“ brachte er nach einer Weile heraus, in gemüthlichem Ton.

Sie schüttelte den Kopf und lachte.

„Sie warten wohl auf Ihren Schatz?“  
fragte er.

„Ich hab' keinen.“

Brugger faßte ihre Arme. „Möchten Sie  
einen haben, hm?“ flüsterte er.

Sie machte sich los, nahm den Zipfel ihrer  
Schürze in die Hand und spielte damit.

„Gehen wir ein wenig spazieren!“ sagte er  
und schob ihren Arm in den seinen, wozu sein  
Herz auflachte.

„Morgen!“ meinte sie, „morgen ist Sonntag,  
da hab' ich frei. Ich muß jetzt hinauf.“

Brugger hielt sie aber noch ein Weilchen  
zurück und malte ihr den morgigen Abend aus.



## III

Fritz Brugger hatte, während er zu Bett ging, eine stille Freude, und wenn ihn auch bei der Erinnerung an den Gutnachtkuß, den ihm die große Martha auf die Backe gedrückt, ein wenig fröstelte, hätte er sein Abenteuer doch um tausend Zwetschgen nicht hergegeben. Ja, nun wird er, wenn er nach Beendigung seiner hiesigen Arbeit wieder nach München zurückkehrt, seine Freunde, die ihn immer damit aufgezo- gen, daß er nie einen lustigen und eigenartigen Streich vollführt habe, auf den Kopf schlagen, er wird der Held der Akademie sein, die Kellnerinnen im Café werden von ihm reden und ihn mit blitzenden Zähnen anfixern. Und als er am folgenden Nachmittag mit einer wahren Sonntagsmiene in Rommels Stube trat, erzählte er mit einem gewissen Stolz sein Vorgeficht, erzählte dem Erstaunten, daß heute schon, wenn

das Wetter günstig bleibe, die Schlacht stattfinden könne.

„Marie! . .“ Der Haarschneider hatte die Thür aufgerissen und mit starker Stimme zum Flur hinausgerufen. Seine Frau erschien auf der Schwelle, und er flüsterte mit ihr.

„Das ist ja herrlich,“ wandte er sich wieder zu seinem jungen Gönner, ihm auf die Schulter klopfend. Nach einer Weile brachte Frau Marie Rommel auf einem grünen Tablett eine Flasche Portwein und zwei Gläser. Sie grüßte und wiegte den Kopf, dann verschwand sie wieder.

„So, mein Lieber, nun wollen wir auf guten Sieg ein Glas leeren.“

Brugger zögerte. „Was soll das?“ sagte er fast wild, „wollen Sie etwa, daß ich —“

„Aber Herr Brugger,“ fiel ihm Rommel ins Wort und brach seinem Gedanken die Spitze ab, „damit hat es eine besondere Bewandnis.“ Er hob sehr geheimnisvoll den Zeigefinger:

„Erstens ist das ein ausgezeichnete Tropfen, dem Sie Ihre Ehrerbietung nicht verweigern dürfen und zweitens“ — fuhr er halb ver-schämt, halb ernsthaft fort — „sollten wir unserer in jeder Hinsicht so wichtigen That da-durch eine höhere Weihe verleihen, daß wir Gott Bacchus oder, wie der Philosoph Nietzsche, von dem Sie gehört haben werden, sagt — Dionysos — mit im Werke sein lassen.“

„Also doch!“ lachte Brugger befehrt und ergriff das Glas, das ihm Kommel anbot. „Ei,“ machte er, und schlürfte es in einem Zug hinunter.

„Nicht wahr?“ Kommel goß wieder voll. „Ja, das hab’ ich gewußt.“

Sie stießen auf gutes Gelingen an.

Brugger erlaubte sich nun, so nebenbei, noch einmal die Bedingungen in Erinnerung zu bringen, die sie neulich gegenseitig aufgestellt hätten. „Nur zur Auffrischung,“ fügte er hinzu.

„Aber selbstverständlich,“ erwiderte Kommel,

„wir können ja“ — er riß aus seinem Geschäftsbuch ein Blatt heraus — „dieselben rasch aufzeichnen.“

Sie setzten sich also an den Tisch und fertigten einen kurzen Vertrag an. Rommel schrieb, indem er laut las:

„Ich, Karl Rommel, erkläre, daß, wenn die Beziehungen des Fritz Brugger zu —“

„Martha,“ ergänzte Brugger.

„. . . Beziehungen des Fritz Brugger zu Martha — Martha — wie heißt sie denn?“

„Ja so, — wie heißt sie eigentlich? Setzen wir einstweilen K.“

„. . . Martha K., Dienstmädchen dahier, ein Kind zur Folge haben, ich gewillt bin, dieses als Pflegling zu übernehmen, wogegen Fritz Brugger, der Vater, sich verpflichtet, das Mädchen mit einer Summe von — was meinen Sie, ist zweihundert Mark zu viel?“

„Zweihundert Mark, meinetwegen.“

„Zweihundert Mark zu entschädigen.“

„Punktum!“

„Punktum!“

Nun lasen sie den Vertrag noch einmal durch, dann setzten sie links unten das Datum, rechts unten ihre Namen: Karl Kommel, Coiffeur. Fritz Brugger, Bildhauer.

Letzterer bemerkte, er werde sich bisweilen erlauben, dem Kind ein Weihnachtsgeschenk zufließen zu lassen, was Kommel mit wohlwollendem Kopfnicken aufnahm, während er den Vertrag sorglich in seine Kassette einschloß.

Inzwischen sank der Tag, der blaue Flor im Gärtchen draußen leuchtete, gelbe Sonnenstrahlen drangen durch die Vorhänge und versingen sich in den leeren Gläsern. Brugger zog die Uhr und stand auf. Mit stummem Händedruck, eine fröhliche Erwartung auf den Gesichtern, verabschiedeten sich die beiden. Kaum war der Jüngere gegangen, als Kommel seiner Frau schrie, sie stürmisch ins Zimmer zog, umhalste und abküßte, dann wieder einem Bären



gleich herumtrampelte, so daß die Erstaunte nicht umhin konnte, mit dem Finger auf seine Stirn zu tippen und auf die leere Flasche zu deuten, die jetzt so einsam auf dem Tische stand. Ihr Mann aber schüttelte den Kopf. „Ich nicht,“ sagte er trotzig, „— Brugger! Ich habe bloß zwei Glas . . .“

„So, so?“ machte Frau Rommel und schickte sich an, im Zimmer aufzuräumen. —

Auf der Straße aber, die zum Stadtbach führte, schritt Fritz Brugger wacker aus. Mit glänzenden Äuglein musterte er die heimkehrenden Spießbürger, schwang seinen Stock und blickte allen Mädels unter den Hut.

Nun blieb er stehen und spähte: auf der Brücke, jawohl, da wartete sie schon, die große Martha, in ihrem Sonntagsstaat; sie lehnte am Geländer und stieß mit der Spitze ihres Sonnenschirmes kleine Steine ins Wasser. Er freute sich; wäre ihm sonst die Helle, die noch herrschte, peinlich gewesen, heute focht ihn das nicht an,

heute fühlte er nur, daß er der rechte Arm eines — Denkers sei, jawohl, eines Denkers: wenn auch sein Freund äußerlich blos ein Haarschneider war, Größe hatte er doch mehr im Kopf als sämtliche Spießbürger der Stadt, soviel war ihm klar, und es erfüllte ihn mit Stolz, ihn entdeckt zu haben damals im Turnverein, und jetzt, in kurzer Zeit, sein rechter Arm sein zu dürfen.

Sein Atem ging rascher vor Thatlust.

„Wartest du schon lange?“ fragte er die Magd.

„Ja,“ erwiderte sie, und lachte mit dem ganzen Gesicht.

„Sieh', dort drüben neben dem Nußbaum, das ist die Wirtschaft zum ‚Gangfisch‘. Dort wollen wir einen Schoppen trinken.“

Als sie eintraten, schlug ihnen eine Welle von Tabakrauch und Tanzmusik entgegen, es war ein Gedrehe und ein Gejohle, Brugger fühlte, wie Martha sich an ihn drängte, sie packte ihn an der

Hand, und ehe er sich's versah, wirbelte er mit ihr im Saale herum. Martha strahlte; die funkelnden Blicke, die ihr die Soldaten und jungen Burschen zuwarfen, wies sie trotzig zurück und drückte sich, allen zur Schau, fest an die Schulter ihres „Schäzes“; wußte sie doch, daß sie von allen Tänzerinnen beneidet wurde, er war ja der einzige „Herr“ im Saal, und an Wuchs reichte er ihr, der großen Martha, bis ans Ohr.

Sie tanzten einige Tänze, bis sie endlich, erfaßt von einem leichten Schwindel, an einem Tische Platz nahmen.

„Was trinken die Herrschaften?“ fragte die Kellnerin, das seltsame Paar musternd.

„Wollen Sie uns einen Liter Meersburger bringen,“ sagte Brugger mit Würde, stopfte sich sein Pfeifchen aus Ebenholz und blies Wolken.

Der Wein kam.

„Prosit Martha!“

„Prosit Fritz!“ —

Fritz hatte nun Muße, seine Nachbarin

näher zu betrachten. Immer, wenn sein Blick ihren Arm oder ihre Brust streifte, wurde ihm warm, wenn er sich aber dem Gesicht näherte, das einer Pflaume nicht ganz unähnlich war, schüttelte es ihn leicht, und alle Wärme war beim Kuckuck.

Soviel merkte er: Hindernisse stellten sich seiner Aufgabe in den Weg, die zwar nicht unüberbrückbar, doch bedeutender waren, als der Haarschneider erwogen hatte.

„Na, Profit,“ sagte er mit resigniertem Mut.

„Profit,“ machte sie. „— Du, Fritz . . .“, fügte sie nach einer Weile hinzu.

„Hm?“

„Ich thät' schon gern etwas essen.“

„Aber natürlich, was willst' denn haben, Schatz?“

„Ein Schweinsknöchel wär' mir halt am liebsten.“

Und Fritz bestellte ihr ein Schweinsknöchel. Allmählich nahm der Lärm ringsum ab,

unter Langerweile und Zutrinken war der Abend hereingesunken und verschleierte die tanzenden Gestalten. Nun steckte der Wirt die Gasflammen an. Martha kaute behaglich. Das Schweinsknöchel sei ausgezeichnet, meinte sie, so schmecke ihr der Wein viel besser, und sie stieß mit ihrem Schatz in einem fort an. Nachdem sie sich aber mit Speise und Trank gesättigt hatte, schien ihr die Zeit lang zu werden, sie rutschte auf ihrem Stuhl hin und her, wobei es wiederholt geschah, daß sie mit ihrem Knie das Knie ihres Fritz berührte.

„Wenn wir jetzt nur allein wären,“ sagte Martha, und rückte näher.

„Jawohl,“ erwiderte Brugger, ein bißchen taumlig geworden. „Machen wir, daß wir hinauskommen!“ Er rief der Kellnerin, zahlte und drängte mit der Magd zur Thür hinaus. Sie wackelte ein wenig.

„Nun?“ machte er.

Sie lachte und hing sich in seinen Arm.

Sie schritten den Bach hinunter, dann, nach einiger Zeit, bogen sie in einen Fußweg, der quer durch Wiesen und Felder führte, ein. Brugger war, obwohl auch er wackelte, doch einigermaßen bei Kopf und Maß das Schlachtfeld mit entschlossenen Blicken, wie ein Feldherr. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Nur die Grillen zirpten.

Sie traten in eine Wiese.

Arm um Arm gingen sie weiter, begleitet vom Rauschen des Baches, den sie im Rücken hatten. Endlich fuhr Kommels Geist in Brugger, er legte seinen Arm um Martha, zog sie an sich und küßte sie energisch auf die Backe.

„Siehst du das Weidengebüsch dort?“ fragte er, indem er an die Menschheit dachte.

Sie nickte.



## IV

Es regnete.

In langen Tropfen spritzte es an das Fenster des Hinterstübchens. Gelbes Laub fiel draußen von den Bäumen, wirbelte umher, blieb am Hage kleben, bedeckte das Gärtchen.

Rommel und Brugger saßen einander gegenüber und spielten Sechsendsechzig.

„Ein Sauwetter für Allerseelen,“ rief ersterer aus und warf den Herzbuben auf den Tisch. Brugger schob ihm die Neune hin. „Und langweilig ist es heute in der Stadt, alle Läden sind geschlossen,“ fügte er hinzu.

Rommel hielt inne. „Was meinen Sie, Brugger, ob's nicht am Ende ein Mädcl giebt?“

„Einen Buben giebt's,“ sagte Brugger trotzig.

„Ich will mich auf ein Mädcl gefaßt machen; haben Sie recht, dann werd' ich um so angenehmer enttäuscht sein.“

Brugger suchte die Achseln: „Wissen Sie was? Wenn ich die Partie gewinne, wollen wir denken, 's giebt einen Buben, gewinnen Sie, giebt es ein Mädel.“

Rommel war damit einverstanden. Er überlegte, dann lächelte er in sich hinein und warf eilig Trumpf-Aß heraus, um es ja nicht bis zuletzt aufzusparen. Er schmunzelte, als Brugger mit der Kreuz-Neune heraussrückte; er vermutete, da er selbst keine Trumpfkarten mehr hatte, dieser sei in Besitz des Zehners und des Königs vielleicht auch und werde gewinnen, und dann gäbe es einen Buben.

Aber bald runzelte er die Stirn: als er zunahm, erhielt er den Zehner, und so nachlässig er spielte, er bekam doch fast alle Stiche.

„Sie werden genug haben,“ rief Brugger.

„Kaum!“ Er zählte, ja, er hatte gewonnen. Mißmutig warf er die Karten hin.

„Ein Mädel!“ lachte Brugger.



„Noch einmal!“ brummte Rommel, die Karten aufs neue mischend.

Diesmal gewann Brugger.

Nun waren sie so klug wie vorher.

Sie mußten über sich lachen.

Brugger hatte sich sein Pfeifchen angezündet und paffte nun blaue Wolken vor sich hin. „Jetzt ist sie übrigens getröstet,“ sagte er, „seitdem ich ihr einiges Geld zugesteckt habe und seitdem sie weiß, in welche Hände das Kleine kommt.“

„Hoffentlich. Ich dachte, nun sollte sie sich aber bald auf die Strümpfe machen, wenn sie überhaupt wegreisen will, diese Zeit über, hm?“

„Ja, sie reist dieser Tage ab, ihre Schwester hat ihr erlaubt, den Winter bei ihr auf dem Land zu verbringen, bis sie ihre Stelle wieder antritt.“

„Das ist günstig,“ rief Rommel aus. „Daß Sie mir diese Neuigkeit aber erst jetzt sagen?“ fügte er hinzu, an seinem Backenbart ziehend.

Der Übelthäter schnitt ein altfluges Gesicht, als berge er noch manche Geheimnisse dahinter, von denen der Haarschneider nichts ahne. „Haben Sie sie heute gesprochen?“ fuhr dieser zu fragen fort.

„Was fällt Ihnen ein, jetzt red' ich höchstens noch am Abend mit ihr.“

„Ei!“ höhnte jener und rümpfte die Nas'. „Gerade wie der bleiche Verbrecher, von dem Nietzsche singt. Die That begeht er, aber das Bild der That ertragen, nein, dazu reicht das Kräftlein nicht aus.“ Er lehnte sich vornehm in seinen Stuhl zurück und zupfte an seinem roten Schlips.

„Das Bild der That ist jetzt nicht gerade schön,“ meinte Brugger.

Rommel raisonnerte: „Gehen Sie mir mit Ihrer Schönheit, es kann nicht alles schön sein! Das ist ein unmännlicher Standpunkt, auf dem Sie da stehen! Kraft und Gesundheit! Ich halte es mit den alten Spartanern!“ und schlug auf den Tisch.

„Wie die Weiber!“ Frau Kommel war eingetreten und hatte die letzten Worte gehört. „Wie die alten Weiber hockt ihr zusammen und habt eure Geheimnisse.“

„Dapperlappapp,“ prahlte ihr Mann, „eines Tags, wenn die Bäume sich neu belauben, wirst du den Beweis davon haben, daß wir Männer waren.“

Sie trat hinter ihn, zog ihn an den Ohren und sagte: „Bravo!“ —

An einem der nächsten Tage fuhr Brugger nach München, um die Plastik in der Ausstellung zu besichtigen, vor allem, um zu sehen, was seine Kollegen geleistet hatten und ob sie mehr fertig brächten, wie er.

Als er zurückgekehrt war und gerade vom Bahnhof heimwärts marschierte, sein Kofferchen in der Hand, begegnete er zufällig Martha am Eingang in seine Gasse. Sie zeigte eine mächtige Freude über dieses unerwartete Zusammentreffen.

„Nun?“ fragte er, ungeduldig seinen Koffer schwingend.

„Gelt, du brennst mir nicht durch?“ fragte sie zärtlich, als ob sie eine plötzliche Angst wieder hinter sich hätte, „ich . . . ich glaubte —“ sie deutete auf den Handkoffer.

„Dummes Mädel,“ lachte er. „Weißt du, woher ich komme? Aus München.“

„So, aus München?“ machte sie, indem sie ihn anglozte, stolz darauf, daß ihr Schatz in München war.

„Ja, und weißt du, was meine Kollegen gesagt haben?“ sprach er leiser, indem er sich zum Gehen wandte. „Wenn Er das Licht der Welt erblickt, soll ich ihnen ein Telegramm schicken, dann wollten sie sich zusammenthun auf der Bude meines musikalischen Freundes Meier, um seinen Einzug in die Welt mit Waldhorn und Handharmonika zu begleiten.“



## V

Als die Bäume sich wieder belaubten, schwoll Rommels Selbstbewußtsein wirklich höher, er durfte hoffen, daß sein Wunsch nun bald erfüllt werde. Ostern war zwar schon vorüber, seine Frau hatte am Abend ein verdrießliches Gesicht gemacht, etwas Großes, etwas Unerwartetes, was sie von diesem Tage erhofft, war nicht eingetreten, doch verstand er's, sie von Tag zu Tag zu vertrösten, mit geheimnisvoller Miene. Ihren Fragen aber, welche das Geheimnis selbst betrafen, setzte er einen hartnäckigen Widerstand entgegen, er hatte sich vorgenommen, zu schweigen, lieber ein wenig schwarz zu sehen, bis er eines Tags seinen wohlverdienten Lohn empfangen.

Wenn Marie ihn mit Fragen anbohren wollte, machte er's so, daß er dieselben rasch abschchnitt, mit einer feierlichen Handgebärde, wie

†\*

sie einem „großen Menschen“ zukam. So sehr er sich auch auf die fröhliche Änderung freute, die seinem Familienleben bevorstand, glaubte er doch, er dürfe sich eine Hingabe an diese Freude erst in zweiter Linie gönnen. Denn, ähnlich den „Großen“: er hielt sich — beziehungsweise Fritz Brugger, nur für ein Werkzeug der Menschheit, der er einen wohldurchdachten und wohl-erklügeltten Dienst erwiesen habe, einen Dienst, worauf in dieser Zeit neben ihm kaum einer verfallen wäre. „Über gerade darum,“ sagte er sich, „muß ich mich auch immer als Werkzeug fühlen und muß mich davor hüten, in selbstischem Genuße zu schwelgen.“

Von solchen Gedanken erfüllt bummelte er an einem lauen Aprilabend die Marktstraße hinunter, war guter Dinge, redete mit sich selber, da sah er Brugger auf sich zustürmen, etwas Weißes in der Hand.

„Ein Bub!“ jodelte dieser und schwenkte einen Brief in der Luft.

„Geben Sie her!“ sagte Rommel, zitterte und faltete das Papier auseinander.

Sie gingen ein wenig abseits. Rommel setzte sich auf einen Eckstein und Brugger, ihm über den Arm schauend, las mit lachender Stimme vor:

„Lieber Fritz!

Entschuldige, es ist mir nit möglich, viel zu schreiben, nämlich ich hab vorhin einen kleinen Buben gekriegt, das will ich Dir nur mitteilen. Lieber Fritz, nicht wahr, Du wirst mir schreiben, was ich thun soll, Du hast doch gesagt, Du willst den Buben haben. Ein Geschriebenes von Dir erwartend zeichne indessen

mit vielen Grüßen

Deine Martha.

Nachschrift. Auf Johanni möcht' ich gern wieder in meine alte Stell'".

„Hurra die Enten!“

„Hurra die Enten!“

Die Leute blieben stehen, gloßten.

„Ein Prachtkerl sind Sie,“ rief Rommel und schüttelte dem jungen Papa dankbar die Hand.

Der grinste.

Der Haarschneider klopfte mit der einen Faust auf die andere. „Das muß begossen werden!“ schrie er und zog den jungen Recken mit sich fort. Es ging durch winklige dunkle Gäßlein, wobei sie beinahe eine Obstfrau umrannten, am hohen Hause vorbei, dann über einen Platz mit Kastanienbäumen, die ihre Blätterknospen in die Abendluft streckten, dann durch das Münster hindurch und schließlich fielen sie ins „Dampfschiff“ ein, neugierig begrüßt von der behäbigen Frau Wirtin.

Am Haupttisch, umrahmt von schüchternen Gymnasiasten und von Einjährigen, die alle so ziemlich die gleichen Gesichter hatten, spielte ihre Tochter Zither. Ihre schwarzen Augen bewegten sich schlau, bisweilen blieben sie auf ihrem



Gegenüber haften, einem Dickack mit einem roten Stürmer im Nacken.

Die beiden Eindringlinge setzten sich in eine Ecke, behaglich, aber zurückgezogen, bestellten Wein und besprachen ihren Erfolg.

„Also,“ sagte Rommel leise, indem er das Glas hob, „jetzt wollen wir zuerst auf das Wohl des Neugeborenen anstoßen. Hoffen wir, daß er ordentlich gedeiht und das wird, was er verspricht.“

Sie tranken er.

„Das Wohl der Mutter dürfen wir aber auch nicht vergessen,“ meinte Brugger ein-schenkend.

„Nein, das ist von großer Wichtigkeit. Die Mutter soll leben!“

„Soll leben!“

Sie tranken er.

Nun berieten sie, welche Schritte sie zunächst unternehmen müßten. Ins Dorf zu fahren, um das Kleine in Augenschein zu nehmen, stellte

sich als unnötig, auch als unflug heraus. Auch konstatierten sie, zu früh dürfe es der Mutter nicht entzogen werden, weil das nicht gesund sei. Ihr Entschluß ging dahin, daß Martha, bevor sie ihre Stelle wieder anträte, den Buben selber herbringen solle. In diesem Sinne versprach Brugger ihr morgen schreiben zu wollen.

„Bravo,“ sagte Kommel, „nun aber soll der Vater leben!“

Sie stießen an und tranken aus.

Sie drehten ihre Köpfe: der Nebentisch hatte zu singen angefangen. Um sie beide kümmerte sich niemand, es waren ihnen auch recht so, doch kräuselte Karl Kommel einmal die Lippen zu einer spöttischen Bemerkung: so gehe es in der Welt mit den großen Ereignissen, diejenigen, die zunächst dabei säßen, merkten nichts davon.

Der zweite Eiter rückte an. Sie brachten noch manches stille Hoch aus, einmal jeder auf sich selbst — als Werkzeug der Menschheit.

Allmählich verstummten sie.

Als der dritte Liler anrückte, hatten sich die andern Gäste verzogen. Nur der dicke Pennäler war sitzen geblieben, trank und klopfte auf den Tisch. Brugger gähnte. „Ausfaufen!“ lallte der Haarschneider, ergriff die Flasche und goß in die Gläser und daneben. Und einmal klopfte es an die Thür: „Polizeistunde!“ tönte es ins Lokal.

Es war Mitternacht geworden. — —

Auf einmal wachte Rommel auf, er wunderte sich, tastete umher, schob die Decke, die ihn würgte, zurück, richtete sich auf und ärgerte sich über das Helle, das sein Auge störte; er griff danach — es war der Vorhang. Nun leuchtete es ihm ein, daß er zu Hause im Bett lag, auch daß es gegen Morgen ging. Er streckte sich und wollte wieder unter die Decke kriechen, als sein Blick auf das Nebenbett fiel, in welchem brav und nicht allzulaut seine Frau schnarchte.

„Du, Marie!“

„Was?“ tönte es leise zurück, dann schlief es weiter.

„Mariel“ rief er mutiger, indem er in die Hände klatschte.

„Was ist?“ Ihre weiße Gestalt richtete sich empor, ihre Stimme war nun ganz wach geworden: „Keinen Augenblick hat man Ruh', nicht ein Stündlein läßt er einen schlafen. Überhaupt“ — sie begann sich zu erinnern — „du Saufbold, ha, wart' ich will dir! Ich dachte, für dich wäre es angebrachter, dich aufs Ohr zu legen, als deine Frau zu stören. Kaum hat man ihn ins Bett gelegt wie einen Halbtoten, quält er einen aus dem besten Schlaf.“ Und mit einer energischen Bewegung legte sie sich wieder hin.

„Aber so hör' doch nur!“ erwiderte er gekränkt.

„Ach, laß mich in Ruh'!“

„Ich habe dir eine Mitteilung zu machen, die von großer Wichtigkeit ist.“

„Was hast du? Ich kenne deine Sprüche. Schlaf!“

„Eine Mitteilung, die mein Geheimnis betrifft.“

„Dein Geheimnis?“ fragte sie und wendete ihren Kopf auf seine Seite.

„Ja. Ich glaube, daß ich es dir jetzt anvertrauen darf.“

„Ja?“

„Ja. Also mein Freund Brugger ist heute Vater geworden.“

„Was, der Brugger?“ sagte sie ein wenig enttäuscht, „so, so. Und das hat euch derartig gefreut,“ lachte sie, „daß ihr daraufhin einen Ballon trinken mußtet?“

„Hör' nur,“ entgegnete er, „'s ist ein prächtiger echt germanischer Bub. Ich selber“ — fügte er wichtig hinzu — „habe Fritz dem stattlichen Mädchen zugeführt, der Menschheit und auch uns zulieb: der Bub ist dein Ostergeschenk.“

„Karl!“ Frau Kommel schob sich gerührt an seine Seite und drückte ihm einen Kuß auf die Stirne.



## VI

Fritz Brugger war aufgewacht, als die Sonne breit über sein Bett flutete.

Auf ähnliche Weise erwachte er viele Wochen später, an einem frischen Maimorgen. Er hatte, noch halb im Schlaf, ein wohliges Kitzeln verspürt, und nun merkte er, daß es die Sonne war, die in sein linkes Ohr sickerte. Das dünkte ihn angenehm, regungslos blickte er schief zur Decke hinauf und lachte, laut und für sich, wie er das schon lange nicht mehr gethan; alles erschien ihm lachhaft, die Fliege, die da oben kreiste, der Sonnenschein, seine Hand, sein — Sohn; der am meisten. Wie mochte er aussehen? Dann sah er wieder Rommel vor sich, in seinem braunen Gehröcklein, und er lachte. Er sah, wie jener die Leute einseifte, rasierte, ihnen die Haare schnitt, und das mit einer Miene, als wollte er sagen: was da geschieht, thut bloß meine Hand; während sie das Rasier-

messer hält und eure fetten Backen schabt, ahnt keiner von euch, daß inzwischen mein Geist an einem Riesenwerke mitarbeitet, an der Verbesserung der Menschheit. Zehnmal, hundertmal hatte er das von Rommel gehört, er hatte sich auch von diesem Gedanken begeistern lassen, heute aber verzog er das Gesicht, er verstand jene Worte, je mehr er sich in sie versenkte, nicht ganz, und in Gedanken zupfte er auch seinen lieben Freund am Ohr, ob er wohl selber den Sinn aus jenen Worten, die herauschen konnten, herausgeschält habe.

So lag er und warf bisweilen einen Blick auf seine Thonfigur in der Nähe des Fensters, als mit einem Morgenruß seine Hausfrau hereintrat, den Kaffee auf den Tisch stellte und wieder verschwand.

Auf dem Tablett sah er einen Brief liegen. Mit einem Satze holte er ihn und brach ihn auf — er war von Martha. „Hurra,“ sagte er. Mit einem andern Satz schlüpfte er in die

Hosen, in den Rock, in die Stiefel und mit einem weiteren sprang er die Treppe hinunter und eilte Rommels Wohnung zu.

Er sah, als er näher kam, Frau Rommel unter der Thür stehn im Gespräch mit ihrer Nachbarin, der Bäckersfrau. „Mein Mann ist nicht da,“ sagte sie, nachdem er sie begrüßt hatte und die andere wieder in ihren Laden getreten war, „aber wenn ich etwas ausrichten soll —?“

„Wo ist er denn?“ fragte Brugger enttäuscht.

„O, Sie finden ihn nicht. Er ist fortgegangen mit dem Lehrer Weckerle, seine Botanisiertrommel hat er umgehängt. Sie holen Kräuter, wissen Sie, für das Haarwasser, das er doch erfunden hat.“

„Ihr Mann ist ein Hauptkerl.“

„Ja, 's ist Sünd' und schad, daß er nicht mehr geworden ist als ein Coiffeur. Aber schließlich wirkt er auch so.“

„Freilich,“ sagte Brugger. „Wissen Sie was?“



Ich hab' den Tag über Arbeit, sagen Sie ihm, ich käme heut' abend um neun Uhr zu ihm und geben Sie ihm diesen Brief, wenn Sie mir versprechen, nicht hineinzugucken." Er hielt ihn zögernd in der Hand.

"O, ich les' ihn nicht," machte sie und verzog ihr Mäulchen. „Enthält er denn etwas so Besonderes?“ Ihre Augen blickten neugierig drein.

Brugger nickte grausam.

Sie lächelte. „Vielleicht weiß ich —.“

„Was?“ Eine heimliche Freude durchblitzte ihn, Rommel könnte vielleicht doch nicht so standhaft gewesen sein und geplaudert haben. Rommel, der immer so groß that! „Na?“ machte er neugierig.

Frau Rommel lächelte seltsam. „Ja, ja, Sie Schlimmer, Sie!“ sagte Sie und zupfte ihn am Rockfragen. „hängt's damit zusammen, hm?“

„O, wenn Sie wissen, dann dürfen Sie auch lesen.“

Und sie las mit einer geölkten Geschwindigkeit.

„Also heute abend. Das ist recht. Karl hat es mir neulich mitgeteilt,“ sagte sie nun ernst, „um mich vorzubereiten. Ach ja, ich freue mich darauf. Ihr habt eure Sache gut gemacht,“ meinte sie lächelnd, eine leichte Wehmut lag in ihrer Stimme.

Das rührte ihn. Herzlich drückte er ihre Hand zum Abschied, und er versprach, rechtzeitig ihren Mann abzuholen. Dann machte er sich auf den Weg, um seiner Arbeit nachzugehen.



Glock neun, als es schon sehr dämmerte, klopfte er an den Fensterladen; Rommel öffnete und bat ihn, noch ein wenig einzutreten, da es noch zu früh sei. Im Hinterstübchen setzten sie sich auf das Sofa, keiner sprach ein Wort, eine bange Erwartung lag auf dem Gesichte des Haarschneiders. Sie blickten lange vor sich hin

und horchtem dem Tiktak der Weckeruhr zu, die auf einem Wandbrett ihr Wesen trieb.

„Jetzt könnten wir gehn,“ sagte Rommel nach einer Weile; „’s ist recht, daß Sie einen Havelock mit haben, ich zieh’ auch meinen Mantel an.“

Brugger meinte, ob sie nicht tauschen wollten, und so tauschten sie, er zog Rommels Mantel an, dieser den Havelock, und die Hüte tief in die Stirnen gedrückt, die Kragen hochgeschlagen, gingen sie hinten hinaus, durch den Garten, durch einen langen dunklen Gang, zwischen Fässern hindurch und in der neuen Gasse traten sie ganz ins freie.

„Es giebt eine dunkle Nacht,“ unterbrach Brugger das Schweigen.

„Ja,“ war die Antwort.

Bald lag der Bahnhof vor ihnen, sie wollten aber nicht auf dem Perron warten, sondern hielten sich mehr am Gesträuch, das neben dem Geleise wuchs.

Wortlos standen sie da und warteten. Einem Kind, das ihnen Wachsstreichhölzer anbot, drehten sie den Rücken, um ja nicht erkannt zu werden.

Ungeduldig zupfte der Haarschneider an seinem Bart, aber trotzdem in seinem Innern Freude und Angst miteinander rangen, hob er nun sein Haupt und setzte die Miene Karls des Kühnen auf, wie er's auf einer alten Abbildung gesehen, und blickte mit Todesverachtung drein.

„Jetzt!“ rief Brugger leise, „jetzt rollt er über die Rheinbrücke.“ Ihm war anders zu Mut, als er geglaubt hatte.

Der Zug brauste heran, hielt, die Wagenthüren sprangen auf. In einer großen Unruhe äugte Rommel unter seinem Sammethut hervor. „Vorsichtig!“ flüsterte er, um die Aussteigenden im Kreise herumschleichend. „Ich kann sie nicht finden.“

„Sie muß da sein, sonst hätte sie doch nicht geschrieben.“

Sie näherten sich dem Perron und postierten sich unweit vom Ausgang.

Fremde, Gymnasiasten, Frauen, Dienst-  
männer, Leutnants schritten an ihnen vorüber,  
aber die Erwartete kam nicht. Kam nicht. Zu-  
letzt riß ihnen die Geduld, und sie fluchten in  
die Nacht; Brugger bekam sogar Lust, eine  
Laterne einzuwerfen. Da, auf einmal schlug er  
sich vor die Stirn und sagte: „Ich Esel. Dort  
steht sie ja!“

„Wo? Wo?“

„Dort. Daß ich sie nicht erkannte!“

„Also vor!“

Etwas unbeholfen, ein Bündel auf dem  
Arm, in der andern Hand einen Koffer, stand  
Martha auf dem Perron. Brugger schlich  
einige Schritte vor und machte sich bemerklich,  
worauf sie näher kam. „Aha,“ rief sie, „da  
seid ihr!“ stellte ihren Koffer ab und gab jedem  
die Rechte. „'s ist brav, daß ihr gekommen  
seid, so könnt ihr den Buben selber mitnehmen.“

Sie preßte das Bündel an sich. „Na du, hast dich wacker gehalten auf der Eisenbahn! — Ich werd' ihn doch einmal besuchen dürfen, hm?“ fragte sie mütterlich.

„Freilich, freilich, geben Sie nur her!“ rief Rommel mit schlecht verborgener Erregung.

Sie traten ins Gebüsch, und nun öffnete die Magd das Tuch ein wenig; die Laterne, die Brugger hatte einschmeißen wollen, warf ihren Schein herüber. „Der Kopf ist halt ein bißchen groß,“ meinte sie.

Rommel äugte. „Das schadet nichts,“ tröstete er, „dadurch unterscheiden sich die Germanen von anderen Völkern.“ Und nun legte sie ihm das Bündel zutraulich auf den Arm, er schlug froh den Zipfel des Havelocks darüber und drängte zum Aufbruch.

„Deine Herrin weiß, daß du heute kommst?“ fragte noch Brugger beim Abschied.

„Ja freilich.“

Hastig steckte er ihr zwei blaue Scheine zu,

dann schlugen die beiden hehlings denselben Weg ein, den sie gekommen waren. Und das war gut. Kaum nämlich waren sie wieder in den dunklen Gang eingebogen, als es unter dem Haveloß zu greinen anfing. Brugger, der bis dahin stillen Gedanken nachgehungen, wurde heiter. Er mußte an eine Geschichte aus der Bibel denken: ein Knabe hatte seinem Nachbarn, dem Jäger, seinen sprechenden Staren gestohlen, er hielt ihn in der Tasche versteckt, da verriet ihn der Vogel, indem er schrie: „Jakob, wo bist du?“ Ähnlich, nur weniger menschlich, greinte der Kleine.

„Pst,“ machte Rommel, „pst!“ Ein Fenster öffnete sich, jemand blickte herunter, und Rommel rief laut mit verstellter Stimme: „Was doch diese Katzen für einen Kadau machen!“

Im Hausflur wartete hereits Frau Rommel. „Habt ihr ihn?“ fragte sie leise.

„Pst!“ machte ihr Mann und drängte in die Stube. Dann schloß er vorsichtig die Thür

und stellte sich breit vor seine Ehehälfte hin. „Wir haben ihn!“ rief er befreit aus und hob den Zipfel des Havelocks empor.

„Ach,“ sagte sie, ihm das Kleine abnehmend. „Wie er eingewickelt ist, sogar der Kopf!“ Und sie öffnete das Packet. „Du Goldkerl! Du Schlingel! Seht die roten Patschhändchen, ach Gott, sind die lieb.“

Rommel schmunzelte väterlich, aber der Kleine begann zu schreien.

„Er ist müde von der Eisenbahnfahrt,“ sagte Frau Rommel mitleidig, „wir wollen ihn nach hinten bringen.“ Und sie trug ihn nach hinten ins Schlafzimmer, ihr Mann zog Brugger mit, er müsse seinen Jungen doch auch betrachten. In einer Ecke stand ein kleines Bett, das die Rommel am Nachmittag hergerichtet hatte. Da legte sie ihn hinein. „Leucht’ mir einer!“ rief sie, und der Pflegevater zündete eine Kerze an. Und nun musterten sie den Kleinen, als ob sie einen Rekruten vor sich hätten.



„Er sieht gut aus,“ sagte Rommel, „nicht wahr?“

„Der Kopf ist etwas groß,“ warf Brugger ein. Ein Seitenblick Rommels traf ihn.

„Das soll nichts schaden,“ meinte Frau Rommel, „man sagt, im Anfang seien alle Kinder so. Seht, wie er lacht, ach seht!“ Sie fixelte den Kleinen am Hals, was ihm zu behagen schien. „Aber jetzt will ich ihn schlafen legen,“ sagte sie, nachdem sie eine gute Weile mit ihm gespielt hatte. Sie holte ein nagelneues Hemdlein, und die beiden Väter hielten es nun für angemessen, hinüber zu gehen.

Brugger blieb nicht mehr lang, er hatte seinen Hauschlüssel vergessen. Sie plauderten noch eine Weile hin und her, dann empfahl er sich. Es war ihm auch nicht ganz geheuer zu Mut, warum, konnte er sich nicht sagen.

Als Rommel später ins Schlafzimmer trat, bedeutete ihm seine Frau, der Kleine sei eingeschlafen, er solle ihn ja nicht stören. Die

Pflegeeltern gingen nun auch zu Bett, und bald zogen die Atemzüge der Familie in leisem Dreiklang durch das dunkle Zimmer.

In der Stille der Nacht aber ließ es Rommel keine Ruhe. Er stand auf und trat mit dem Leuchter ans Bett des Kleinen. „Schlaf,“ sagte er leise, „schlaf!“ Mit zwei Fingern faßte er behutsam das kleine Handgelenk und fühlte den Puls. Er nickte zufrieden. Der Körper war auch in Ordnung, das hatte er vorhin gesehen. Nun betrachtete er den Kopf, erst scheu, dann mutiger. Brugger hatte gesagt, er sei etwas groß. Das hatte ihm einen Stich ins Herz versetzt. Quersalten traten auf seine Stirn, und er grübelte nach. Auf einmal fiel ihm etwas Gutes ein; er suchte umher und fand im Nähkorb seiner Frau was er brauchte: ein Metermaß. Ihm fehlte noch etwas. Leise schlich er hinaus, über den Flur, ins Hinterstübchen, den Leuchter in der Hand, und kramte in der Tischlade herum. Uha! Er hatte, was

er wollte: einen Ausschnitt aus dem Seeblatt, den er aufbewahrt hielt. Es war ein Bericht über die Schädeltheorie mit den dazugehörigen Zahlen, geschrieben von Otto Ammon. Aufgeregt ging er mit seiner Beute ins Schlafzimmer zurück. Wohl eine Viertelstunde hockte er am Bett des Kleinen und las und grübelte, und es fröstelte ihn gar nicht, obwohl er nur im Nachthemd war. Endlich glaubte er, seiner Sache sicher zu sein und wagte es mit klopfendem Herzen, den Kopf des neuen Weltbürgers nach allen Richtungen hin zu messen, behutsam, ohne daß der Kleine erwachte. Dann kletterte er wieder in sein Bett.

„Was machst?“ fragte Frau Rommel, die ihn hörte, zur Hälfte wach.

„Freue dich,“ gab er zur Antwort, „unser Sohn ist ein germanischer Langkopf.“



## VII

Es war ein frohes Erwachen, am andern Tag. Freundlicher tönte der Morgengruß aus beiden Mündern, ja Frau Kommel sumimte ein Liedchen, und er brummte die Begleitung dazu; waren sie doch gleichsam über Nacht Pflegeeltern geworden.

Das erste, was Frau Kommel nach dem Aufstehn that, war in die Küche gehn und die Flasche, welche der Kleine mitbekommen hatte, mit lauer Milch auffüllen. Indem sie diese versuchte, trat sie ans Bettlein, aber Kommel protestierte: sein Sohn müsse sich daran gewöhnen, den Tag mit einem kalten Bad zu beginnen, wie es die alten Deutschen geübt hätten, dann könne sie mit ihrer Flasche anrücken. Ihre Gegenreden prallten an ihm ab, so heftig sie auch waren. „Wer ist der Urheber des Kleinen, ich oder du?“ schrie er, wütend darüber, daß man in seine längst erwogene

Erziehungsmethode mit plumper Hand eingreifen wollte.

„Du! Du!“ antwortete sie um des lieben Friedens willen.

„Siehst du!“ sagte er milder, rannte in die Küche, drehte den Hahnen auf und ließ Wasser laufen, und als sein Finger das Gefühl hatte, das Wasser sei jetzt kalt genug, füllte er einen Kübel damit und trug ihn ins Zimmer. „So. Willst du mir behilflich sein? Dann entkleide den Buben und bring' ihn her!“

Sie entkleidete den Buben, ohne ein Wort zu sagen und brachte ihn nackt auf den Armen herbei, indem sie ihn streichelte.

„Rasch, rasch, daß er sich nicht erkältet!“ rief er.

„Ich wasch' meine Hände in Unschuld,“ sagte sie, ihm den Buben übergend. „Das kannst du auch,“ machte er ärgerlich, faßte den Buben unter den Armen und tauchte ihn rasch bis zum Hals ins Wasser, so sehr er schrie

und sich krümmte. Zuletzt kehrte er den Schreibals um, von oben nach unten, und tauchte seinen Kopf. Frau Rommel sah auf die Seite. Nun mußte sie ein Handtuch bringen, er hüllte den roten Krebs hinein und frottierte ihn, so fest er konnte, und hatte sein Wohlgefallen daran.

„So, nun ins Bett mit ihm!“

Als der Kleine im Bett lag, durfte ihm Frau Rommel die Flasche bringen, er trank, trank mit einer Bier, die den Haarschneider ergötzte. Sie aber schüttelte den Kopf.

„Was schüttelst du den Kopf?“ sagte er, „ärgerst du dich darüber, daß er einen so guten Zug hat, Philisterin?“

„Ja, ja, er hat einen guten Zug.“

„Nun also!“

Der Kleine hatte die Flasche ausgetrunken und sank jetzt in einen festen Schlaf. „Gott sei Dank!“ rief die besorgte Pflegemutter und ging ihren Geschäften nach. Auch er trat nun

in seinen Salon, um seine Kunden selbst zu bedienen. Mit einem besonderen Behagen vollführte er heute seine Arbeit; sogar ein Kaminsfeger, den er unter die Schere bekam, erregte sein Schmunzeln, und er ließ sich zu einem Kamingespräch herunter. Nachher, als ein Maler kam, empfing er diesen mit einer tiefen Verbeugung und sagte, er habe die Ehre. Es bereite ihm stets ein Vergnügen, einen von der Kunst bedienen zu dürfen, da hätte man doch wieder einmal Gelegenheit, ein paar Minuten über ernste Dinge zu plaudern. Und während er den Spitzbart seines Kunden zuschnitt, sagte er ihm voll Anerkennung, seine Bilder erinnerten ihn an die von Hans Langbein.

„Hans Langbein? Kenn' ich nicht,“ schmunzelte jener.

„Aber Herr Olberg, Sie werden doch den berühmten Maler Hans Langbein kennen.“

„Holbein, meinen Sie wohl?“

„Aber natürlich, Hans Holbein, entschuldigen

Sie, mein Gedächtnis — ich wußte aber, daß er's mit einem -bein zu thun hat."

„Nun," sagte der Maler, indem er ihm jovial auf die Schulter klopfte, „so was kann vorkommen, zumal bei so bedeutenden Kenntnissen, wie Sie sie besitzen."

Rommel lächelte geschmeichelt. „Holbein!" merkte er sich.

So bereicherte er systematisch sein Wissen.



Was Rommels wunderte, war, daß Brugger sich gar nicht sehen ließ. Nachmittags hofften sie wenigstens auf ihn und tranken den Kaffee im Gartenhäuschen, um da gemütlich mit ihm eine Stunde zu plaudern und in der Betrachtung des Neulings aufzugehen. Den hatten sie ins warme Gras gebettet, damit die Sonne sein infolge des Sturzbades doch etwas kalt und blaß



gewordenes Gesicht aufwärme. Das that sie auch. Er schien es selber zu spüren, wie er röter wurde; so still blickte er durch seine halbgeöffneten kleinen Lider hindurch. Nur, wenn eine Brummfliege kam, verzog er das Gesicht.

Die Uhr auf dem Stadthorturm schlug zwei, der Erwartete kam nicht. Er blieb auch am Abend weg, auch am nächsten und übernächsten Tage blieb er weg.

Frau Rommel schüttelte den Kopf. Vielleicht habe er Angst, er könnte von der Nachbarschaft als der Vater erkannt werden.

Der Haarschneider sah trübe drein, er konnte sich Bruggers Ausbleiben auch nicht erklären, und es schmerzte ihn. Früher war er doch beinahe täglich zu ihm gekommen. Eines Abends beschlich ihn ein schwarzer Gedanke: sollte sich Brugger seines Sohnes schämen? Und er ging ins Schlafzimmer und nahm Hagen — so sollte der Kleine heißen — noch einmal scharf aufs Korn. Hagen lag im Halbschlaf, wie gewöhn-

lich. Sein Kopf . . . war allerdings groß . . . eigentlich — sehr groß, aber das ist doch bei allen Kindern so im Anfang. Warum sollte Hagen nicht auch so einen netten großen Kinderkopf haben. Und ein Kind, das solch' stramme Eltern hat, wie Fritz und Martha — nein! Wie konnte er nur einen Augenblick zweifeln! Und wenn man vorher alles so wohl erwogen hat, das muß einen Hauptkerl absetzen!

Pfeifend schritt er hinaus, ins Gärtlein, nahm eine Latte, die am Boden lag und schnitzte ein kleines Schwert daraus. Auf einmal hörte er singen, er wußte nicht, woher es kam. Als er das Holzschwert fertig hatte und wieder hineinging und ins Schlafzimmer trat, saß da seine Frau an Hagens Bett, strickte und sang ein Lied in den Abend:

„Schlaf Herzensöhndchen, mein Liebling bist du,  
Thue die blauen Guckäugelein zu.  
Alles ist ruhig und still wie im Grab,  
Schlaf nur, ich wehre die Fliegen dir ab!“

„Hollah,“ rief er, „das ist recht, daß du bei Stimmung bist, wir drei wollen fest zusammenhalten. Aber das ist ein weichlicher Singsang da, weißt du nichts Besseres?“

Sie bewunderte das kleine Holzsäbel und legte es Hagen in den Arm.

„So einen Bardengesang, weißt du?“

Sie schüttelte den Kopf, sie kannte keinen — Bardengesang. Er kannte auch keinen auswendig. Aber da, jetzt hatte er's: gemächlich setzte er sich an die andere Seite des Bettleins, hob den Finger und begann:

„Wo Mut und Kraft in deutscher Seele walten...“

Und sie stimmte mit ein.

Und er sang voll Ernst und heftete seine Augen fest in die seines Sohnes, als sollte die Kraft seiner Stimme und das Feuer seines Blickes auf Lebzeiten in den kleinen Wurm da überfließen.



## VIII

Endlich, an einem Vormittag, kam Brugger. Der Himmel war so blau, die Schwalben flogen über die Dächer hinweg, und da war ihm eingefallen, er könnte ein wenig den Modellierschurz am Hafen lassen und Rommel zu einem Spaziergang abholen.

Es wurde ihm eigentümlich zu Mut, als er in den Kasiersalon trat; der Lehrling sagte mit verdutztem Gesicht, Herr Rommel befinde sich im Hinterstübchen, in schlechter Laune . . . So war's auch. Rommel zeigte sich zwar erfreut über sein Kommen, doch sprach er wenig; zudem saß der Lehrer Weckerle da, auf dem Sofa. Der redete keinen Ton, er hatte sich bloß kurz verbeugt bei Bruggers Eintreten, dann spielte er mit seinem Meerrohrstöckchen weiter.

„Was ist denn los?“ fragte Brugger angesteckt von der Gedrücktheit ringsum.

„Sie sind lange nicht bei uns gewesen,“ gab

ihm Kommel zerstreut zur Antwort und hörte es kaum, als ihm Brugger erzählte, er habe soviel Arbeit gehabt, auch sei seine Brunnenfigur beinahe fertig.

„Ich will doch sehen, ob er mit ihr kommt,“ wandte sich der Haarschneider an Weckerle, „entschuldigt einen Augenblick!“ Er lief hinaus, um vor die Hausthür zu treten und die Straße hinunterzublicken.

Die beiden im Hinterstübchen beobachteten einander. „Sie wissen vielleicht,“ sagte endlich der Lehrer, indem er mit dem Daumen hinausdeutete, „daß sie einen Pflegejungen angeschafft haben?“

Brugger nickte und zählte die Blumen auf der Tapete.

„Ja, sehen Sie,“ fuhr jener fort, „’s ist halt nichts mit dem Kleinen. Ich konnte es nicht mit ansehen, was für ein Gethue der Kommel immer mit ihm hat. Er meint, was er da für einen strammen Buben ins Haus genommen

hat. Nun, ich hab' ihm vorhin gesagt, was ich von dem Knirps halte. Jetzt ist Frau Rommel zum Doktor gelaufen, damit er eine Untersuchung vornehme. Es thut mir ja leid um den guten Rommel, aber er wird sich täuschen, wenn er Hoffnung für den Knirps hegt. Ich glaube übrigens, daß er bald eingehen wird, wie sieht er denn aus! 's ist auch kein Wunder, wenn nichts aus ihm wird, was mag der für Eltern haben!" Der Lehrer drehte mit seinen zufriedenen Fingern an der Nickelkette, die seinen keimenden Schmerbauch modern umspannte. Brugger hatte sich verfärbt; er zweifelte nicht daran, daß es mit dem Kleinen nicht seine Richtigkeit habe, doch verspürte er Lust, in das selbstgefällige Gesicht da vor ihm seine fünf Finger pfeifen zu lassen.

„Das Unglück scheint Ihnen Spaß zu machen,“ höhnte er.

„Durchaus nicht,“ war die Antwort, „mich soll's nur freuen, wenn die Wahrheit zu ihrem

Rechte kommt.“ Er zog die Uhr: „Der Herr Doktor wird hoffentlich bald erscheinen.“

Kommel kam wieder herein und setzte sich trübselig hin.

Im nächsten Augenblick brachte seine Frau den Doktor, und alles ging ins Schlafzimmer. Brugger war gefaßt, aber Kommel kniff den Mund vor Aufregung.

Der Doktor hatte kaum einen Blick auf Hagen geworfen, als er den Kopf schüttelte.

„Ist's einer?“ fragte Kommel dumpf.

Der Doktor nickte: „Ja, ja, ein Wasserkopf.“

Der Lehrer Weckerle zog die Augenbrauen in die Höhe: „Da haben wir's,“ sagte er. Als aber Frau Kommel in Thränen ausbrach und Brugger ihm einen drohenden Blick zuwarf, empfahl er sich, nachdem er vor dem Herrn Doktor eine dienstfertige Verbeugung gemacht hatte, was dieser ziemlich gemächlich aufnahm.

„Aber liebe Leute,“ tröstete er, „'s ist ja nicht euer eigenes, thut's halt wieder fort!“

Der Haarschneider fragte geknickt, ob man denn gar nichts dagegen thun könne, mit kalten Bädern, Waschungen, örtlicher Behandlung. „Hol' doch ein flacon meines Haarwassers,“ sagte er zu seiner frau, „das wirkt so gut auf die Kopfhaut!“ Frau Rommel rannte, aber der Arzt sagte: „Gebt euch keine unnütze Müh', er wird es sowieso nicht mehr lange machen.“

Nachher, als er gegangen war, saßen die Drei noch eine Weile am Bettlein, in aller Stille. Brugger rührte es, wie Rommel Hagens Kopf mit seinem Haarwasser einrieb, als ob das helfen sollte; er hatte so seine Gedanken, von denen ihm mancher eine harte Auß war. Eine gute Weile saßen sie so, und ihre Traurigkeit wurde noch von Glockengebimmel begleitet.





Und am nächsten Sonntag — Fritz Brugger saß gerade beim Frühstück und las das Seeblatt —, da klopfte es und herein trat, in schwarzem Anzug, sein Freund Rommel. „Nun ist er tot,“ sagte er traurig, setzte sich hin, und zwei Thränen flossen in seinen Bart.

„Tot . . .“ Brugger hatte es geahnt, gleich beim Aufgehen der Thüre, jetzt stierte er Rommels Stiefel an, er konnte sich nicht fagen, war etwas Schweres in sein Leben getreten, war etwas Schweres von ihm genommen. Rommel dauerte ihn . . . Er zog seinen Ausgehrock an und so gingen sie. Ohne zu reden, schritten sie durch die Stadt, ziellos, mischten sich unter die Kirchgänger, starrten die geschlossenen Läden an. Sie traten durch das Stadthor, und ohne es zu wollen, befanden sie sich auf einmal in der Pappelallee, die sie damals gegangen, als die Idee zu Hagen aufgetaucht war und die ersten Wurzeln getrieben hatte.

„Seltsam . . . seltsam . . .“ unterbrach Rommel das Schweigen.

Brugger nickte, es dämmerte etwas in seiner Seele, doch konnte er's nicht ausdrücken.

„Gehen wir zu mir heim!“ rief dann Rommel, indem er seine Wehmut hinunterwürgte. Er warf noch einmal einen Blick auf die Pappeln rings und auf den Holzplatz drüben, die Zeugen seiner Traurigkeit, und nun kehrten sie um.

Frau Rommel empfing sie gefaßt. Sie hatte schon auf sie gewartet und bat Brugger, er möchte zum Essen bleiben, damit sie nicht so allein wären. Im Hinterstübchen sprach sie sich aus. „Wer hätte das geahnt, an jenem Abend, als ihr ihn gebracht habt. Und doch — wenn er leben geblieben wäre, der kleine Hagen . . . wir haben viel durchgemacht,“ vollendete sie den abgebrochenen Satz und seufzte. „Schön wäre es ja geworden,“ meinte sie, „wenn er eines Tages die ersten Hosen bekommen hätte und herumgesprungen wäre mit den andern Buben. Ach ja — natürlich bei gesundem Kopf.“ Ihr Mann sah sie an, und sie überschlug sich: „Ja,

und denken Sie sich, Herr Brugger, wie unsere Nachbarin, die alte Weil, erstaunt war, als sie von Hagen hörte. Dieses Kind müsse wirklich der Storch gebracht haben, hat sie gemeint, aber so gutmütig, daß ich ihr nicht böse sein konnte. Nun, auf dem Amt wird es bekannt werden, aber die Martha braucht's ja nicht anzugeben, daß Sie der Vater sind."

"Nein," sagte Rommel, „dafür hat Napoleon gesorgt, seiner Zeit, mit seinem ‚co—co—‘“

„Code,“ ergänzte Brugger und sah sich plötzlich wieder auf der schwarzen Schulbank in dem großen Gebäude auf dem Stephansplatz. „Das hat er gut gemacht,“ meinte er wehmütig.

Frau Rommel sprang auf: o ihre Kartoffeln in der Küche.

„Wollen Sie ihn noch einmal ansehen?“ fragte Rommel, als sie allein waren.

Sie traten in eine halbdunkle Kammer, die ans Hinterstübchen stieß. Als Rommel den

Vorhang vom Bettlein schob, schrak Brugger zusammen — so gelb und armselig sah er aus, sein Sohn. Ihn schauderte. Dann sagte er rauh: „So ist's am besten.“ Der Haarschneider atmete auf, doch grübelte er wieder und meinte, es hätte anders kommen können. Unwillkürlich blickten sie auf Hagen, ein Sonnenstrahl hatte sich durch den Laden gestohlen und fiel so auf sein Gesicht, daß gerade die kleine Stumpfnase leuchtete. Rommel kratzte sich hinterm Ohr, und Brugger mußte den Mund verziehen, da wurde er erst recht traurig und strich leise mit der Hand über die Bettdecke, fast liebevoll, dann kehrten sie ins Hinterstübchen zurück und verschlossen die Thür hinter sich.

„Ja, es hätte anders kommen können,“ sagte Rommel, „meine Berechnung war doch nicht falsch. — Sie sind gut gebaut, Martha auch, ich kann's nicht begreifen. Um Wein, den ihr getrunken habt, wird es doch nicht gelegen haben.“

„An dem bißchen Wein,“ entgegnete Brugger, „nein, das glaube ich nicht. Aber vielleicht läßt sich eben nicht alles berechnen.“

Der Haarschneider starrte ihn an mit schlaffen Armen und offenem Mund. Wohl eine Minute stand er so und wußte sich nicht zu helfen. Und lange konnte er sich nicht beruhigen, schritt auf und ab und schüttelte seinen Kopf.

Brugger stand da, die Stirn in die Hand gestützt. Es schauderte ihn wieder bei dem Gedanken, daß der häßliche kleine Leichnam nebenan, hinter jener Thüre, sein Sohn sei. Thränen flossen in seine Hand.

Er war aufgestanden. „Und dabei hat er ausgesehen —!“ sagte er, indem er seine Augen auswischte. Der Haarschneider verzog bitter den Mund: „Wie der Homunculus!“ entschlüpfte es ihm. Nun hielten sie sich an den Armen und lachten sich trübselig an.

„Ach ja,“ rief Kommel, trat an den Schrank und holte eine Flasche Cognac und zwei Gläs-

lein; er schenkte voll: „Begraben wir die Sache!“ sagte er, langsam mit dem Kopfe dazu nickend.

„Begraben wir sie!“

Und sie kreuzten die kleinen Finger und tranken.

„Er!“

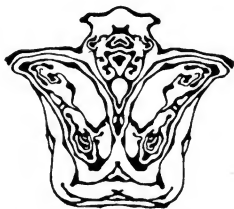
Sie schüttelten sich, als ob sie naß wären.

„Saufen wir! Saufen wir! Das Leben ist strohdumm!“ rief Rommel, indem er einschenkte und sich mit seinem Glas weit in das Sofa zurücksetzte.

„Jedenfalls,“ sagte Brugger in trauriger Erkenntnis, indem er mit dem Kopfe dazu nickte, „das weiß ich: ich will es mit keinem Weibe mehr zu thun haben, wenn ich erst ein paar Schoppen Wein trinken muß, um Feuer zu fangen. Mag sie noch so groß gewachsen sein!“

Und nun traten seine Gedanken in jenes Haus am Rhein, neben der Pappel, wo in

strenger Hut seine Angebetete wohnte. „Verzeih' mir, Helene!“ dachte er und streichelte ihr braunes Haar in Gedanken. „Ja, du,“ dachte er weiter, „hätt' ich dich an meinem Herzen halten dürfen, dann wäre ich wohl nicht der Vater eines Wasserkopfs geworden.“





## Der Berg

Frau Wittmann sagte zu ihrem Buben:  
„Karl, wenn du mir noch einmal übern Bach  
willst, dann lege ich dich übers Knie und ver-  
sohle dich derart mit Vaters Meerrohr, daß dich  
acht Tage lang das Fell juckt.“ Sprach's,  
wischte ihre naßgewordenen Schuhe im Grase  
ab und führte den triefenden Karl an der Hand  
in die Stube, wo sie ihm die nassen Kleider  
auszog und ihm trockene dafür anlegte. „Soll  
ich jetzt in die Werkstatt gehn und es dem



Vater sagen?“ machte sie und sah ihm in die bittenden Augen. „Dummer Kerl,“ sagte sie, indem sie ihm das Haar abwischte, „wenn nun der Bach tiefer gewesen wäre und du wärst ertrunken — hä? Dann hätte der kleine Karl zum letztenmal geschnappt! Was wolltest du denn drüben machen?“

„Die Veilchen holen.“

„Ach was, Veilchen! Dafür geht man nicht übern Bach.“ Sie nahm nun die nassen Kleider auf den Arm, wies auf die Schiefertafel und sagte, er solle jetzt seine Aufgaben machen. Dann ging sie in die Küche, wo sie mit aufgestülpten Ärmeln Kraut hobelte, daß es bis zum kleinen Karl hinüberquietschte. Der saß am Tisch und blickte auf die Tafel. In der Ecke derselben stand ein großes lateinisches B. Damit sollten sie die Tafel vollschreiben, hatte der Lehrer gesagt. Sonderliche Lust dazu empfand er nicht. Die Veilchen jenseits vom Bach in Hausers Garten! Und hinten, weit hinten

der Berg mit dem Wald darauf! Ja, da war er noch nie allein gewesen. Wohl hatte ihn der Vater manchmal mitgenommen, am Sonntag, am grellen Nachmittag aber, und so viele Leute waren da und aßen Kettig und Käse, von den Geistern, die im Berg hausten, bekam er nie etwas zu sehen, die zeigten sich erst am Abend oder in der Nacht. Das wäre was, wenn er um diese Zeit einmal allein hinginge. Er wollte schon sein Holzschwert mitnehmen und wacker dreinhauen, wie Roland, der Held. Und er malte ein Männlein auf die Tafel und gab ihm ein Schwert in die Hand, und das war er, Karl Wittmann. Mit bekümmertem Gesicht nahm er wahr, daß das große B in der Ecke das Männlein ungern sah, es schien ihm vielmehr finster dreinzublicken. Da wischte er das Männlein aus, preßte den Mund zusammen und füllte die ganze Tafel mit schönen großen B aus, und als er fertig war, freute er sich und ließ seinen mit blauem Papier umhüllten Griffel in

dem Sonnenstrahl, der schräg über dem Tisch lag, funkeln . . . So saß er, bis der Vater in seiner blauen Bluse hereinkam. Er trat hinter die Thür und reinigte seine Hände am Handtuch.

„Nun, Karl, hast du deine Aufgaben gemacht?“ fragte er und ergriff die Tafel. „Gut so,“ sagte er, klopfte dem Kleinen auf die Schulter, setzte sich an den Tisch und las die Zeitung.

„Vater,“ fragte Karl, „ist es wahr, daß es oben auf dem Berg Geister giebt?“

„Pfeifendeckel!“ sagte der Vater, „wer hat dir den Unsinn angegeben?“

„Der Kuno,“ antwortete Karl mit enttäuschter Stimme.

„Laß dir von dem nichts vormachen. Der hat's aus den Märchenbüchern, die ihm seine Mama immer kauft. Das ist alles Schwindel. Aber Italiener giebt's dort mit Samthosen und roten Gürteln und Messern darin.“ Der Vater las weiter.

Der kleine Karl ließ den Kopf hängen: er hätte so gerne mal einen Geist gesehen. Nun, dachte er schließlich, Italiener sind auch nicht übel. Doch hegte er an der absprechenden Bemerkung des Vaters beträchtliche Zweifel.



Die Sonne stach, der Sommer war gekommen, ohne daß Karl einen Geist gesehen hatte. Tagsüber hockte er in der Schule, nachher mußte er seine Aufgaben machen, Sonntags nahmen ihn die Eltern mit, und so war noch immer nichts d'raus geworden, aus dem Berg und dem Geist. Oft genug stand er am Bach hinten und blickte hinüber in die ferne. Dort oben wölbte es sich so sanft, links glänzte das große weiße Hotel, rechts lag das Dorf, aber oben, ganz oben, da war niemand, da war nur der Wald. Wenn

er über'n Bach ginge, sich durch den Dornzaun drängte, Häufers Garten passierte, dann wäre er in den Wiesen und von dort geht es querüber nach dem Berg. Aber das hohe Gras! Der Bauer könnte kommen und ihn schlagen oder ihn gar abmähen wie ein Kraut. Und der Bach! Die Mutter hatte es ihm ausdrücklich verboten. Besser wär's freilich, er nähme den richtigen Weg durch die Vorstadt. Aber da giebt es so viele Menschen und Pferde und Straßen und Gassen, und er konnte sich verirren und nie mehr heimfinden. Mit gesenktem Kopf schritt er ins Haus zurück, nahm seine Schiefertafel und malte den Berg darauf, bis der Vater aus der Werkstatt kam und er ihm aus der Fibel vorlesen mußte. Und wenn er damit fertig war, stand er im Garten, beim Salat, und klopfte auf einem Pfosten mit seinem Hammer seinen Ärger und seine Sehnsucht klein. Da sagte eines Abends die Mutter beim Nachtessen zu ihm: „Wenn du brav bist, Karl,

darfst du mich nachher begleiten zum Bäcker Steinli."

"Zum Bäcker Steinli? Wo wohnt der, Mutter?"

"O, weit, beinahe am Berg."

Karl wurde puterrot, doch ließ er sich nichts anmerken und würgte seinen Brei hinunter. „Ich nehm' aber mein Schwert mit,“ brachte er hastig hervor.

Die Mutter lachte. Der Vater, über seine Zeitung gebückt, schimpfte auf die Millionäre.

Der Bäcker Steinli wohnte ganz am Ende der Vorstadt. Rüstig schritt der kleine Karl an der Hand der Mutter die Straße hinauf, in seinem Gürtel hatte er ein Holzschwert stecken. Die Mutter trug einen leeren Sack überm Arm. Es war noch hell. Arbeiter und Kleinbürger standen vor ihren Thüren herum oder saßen in ihrem Gärtlein. Aus den Schaufenstern winkten allerhand schöne Sachen, Krawatten und Gutsli,

Peitschen, Eier, Hosenträger, Schürzen und bunte Schachteln.

„Du, Mutter,“ fragte Karl im Gehn, „was ist das — ein Millionär?“

Die Mutter sagte: „Das sind Menschen, die einen großen Geldsack haben, für den wir uns schinden; den ganzen Tag sitzen sie darauf herum und thun sonst nichts.“

Karl sah, wie sich ihm ein Saal aufthat mit goldenen Wänden und silbernem Fußboden. Hunderte von Geldsäcken standen umher, und auf jedem hockte ein Millionär und pendelte mit den Beinen. „Ich will euch pendeln,“ dachte er und langte an sein Schwert. „Der Vater wird wohl wissen, warum er auf euch schimpft.“

Wagen rasselten vorbei, die Trambahn klingelte, Fuhrleute knallten mit ihren Peitschen, halbwüchsige Mädchen ficherten, dann wurde es stiller, je steiler die Straße wurde. „Jetzt sind wir bald beim Bäcker Steinli,“ sagte die

Mutter, und nicht lange darauf waren sie vor einem weißen Häuschen mit rotem Gebälk angelangt. Im Ladenfenster standen Säcke und blaue Zuckerhüte. Der Berg aber lag zum Greifen nah. „Komm,“ machte die Mutter unter der Thür, da bat der kleine Karl, sie möchte ihn unterdessen Blumen pflücken lassen, dort am Wegrain seien so viele. „Meinethalb,“ antwortete sie, „daß du mir aber schön dableibst!“ und sie drohte mit dem Zeigefinger. Dann verschwand sie im Laden des Bäckers Steinli.



Dem kleinen Karl klopfte das Herz.

Er lief über die Straße und starrte auf die Blumen. Nein, er hatte keine Lust dazu.

Der Berg! Mit Händen konnte man ihn greifen.



Herrgott!

Rasch kehrte er sich um und sah die Straße hinunter. O, er würde schon allein heimfinden. Aber die Schläge? Ach, er hatte ja schon lang keine gekriegt. Er würde es nie wieder thun, nur einmal wollte er ihn betreten — den Berg.

Nun blickte er auf die Ladenthür. Sie war zu. Vielleicht blieb die Mutter noch lange drin, und auf dem Rückweg konnte er sie abholen.

Er atmete tief auf, zog sein Schwert aus dem Gürtel und rannte, was er konnte, davon, ohne umzusehen; immer hinauf, hinauf, und erst, als sich hinter dem letzten Haus die Straße teilte, blieb er einen Augenblick stehen. Links führte eine sandige Straße nach dem Hotel; er bog in den Weg rechts ein; hier standen Hecken und kleine Häuser, und es ging steiler bergauf, und es war überhaupt schöner als drüben. Oben dunkelte auch schon der Wald. Endlose

Gärtnerereien, die sich zur Stadt hinunter erstreckten, versprühten einen Duft wie im Märchen. Noch waren die Blumen, besonders die weißen und hellen, zu erkennen. Karl staunte: so mächtige und ausgedehnte Beete hatte er noch nie gesehen. Die Gärten des Sultans könnten nicht reicher sein. Berauscht lief er weiter, wacker zogen seine kleinen Füße aus. Hier oben war nichts von der Stadt zu sehen. Ein Gehölz hatte sich zwischen ihn und sie geschoben. Kaum vernahm er das dumpfe Geräusch der Straßenbahn. Links breiteten sich Wiesen bis zum Bergwald aus. Vor einem Häuschen saß ein alter Mann und rauchte seine Pfeife, dann sah er niemand mehr, bis nach einer Biegung weiße Häuser vor ihm auftauchten. „Das Dorf!“ sagte er in bestimmtem Ton. Die Bauern thun ihm nichts zu leid. Aber so geheuer war's doch nicht. In einem Fenster saß ein Weib mit kohlschwarzen Augen, um die Schultern lag ein rotes Tuch gebreitet. Unverwandt starrte sie

ihn an. „Vielleicht paßt mir einer auf und wird mir ein Bein stellen, und sie will zusehen, wie ich hinpurzle. Wart' nur, wenn einer kommt, renne ich ihm mein Schwert in den Bauch; wenn's auch nur aus Holz ist, die Spitze genügt.“ Fester umflammerte er den Griff.

Als er auf einen Platz kam, plätscherte ihm ein Brunnen entgegen. „Oh,“ machte er, lief hin und wollte gerade sein Strohhütlein unter die etwas hohe Röhre halten, da blieb ihm der Atem stehen: hinten an der weißen Häuserwand saßen sie, Männer und Weiber, erstere mit roten Gürteln um. „Italiener!“ murmelte er bestürzt und setzte rasch den Hut auf. „Die haben Messer bei sich,“ hat der Vater gesagt. Entsetzt sah er hin und preßte sein Schwert an sich. Gegen so viele erwachsene Männer konnte er nicht aufkommen. Indes trat ihm keiner in den Weg, vielmehr bemerkte man ihn gar nicht. Ein Weib nahm ein ovales Ding in die Hände

und spielte darauf, daß es klang. Sein kleines Herz horchte. Dann schritt er weiter, zwischen dunkelnde Wiesen hindurch, dem Berge zu . . .



„Also guten Abend, Bäckerin,“ sagte Frau Wittmann, nahm ihren Mehlsack auf den Arm und verließ den Laden. „Karl!“ rief sie, noch fröhlich darüber, ein bißchen geschwätzt zu haben. „Karl!“ wiederholte sie in leis scheltendem Ton, immer noch auf der Steinstufe stehend, und blickte umher. Als sie nach abermaligem Rufen keine Antwort erhielt, lehnte sie rasch den Sack an die Ladenthür, lief über die Straße und spähte in der Wiese umher. Weit und breit war kein Karl zu sehen. Da schrie sie mehrmals hintereinander seinen Namen. Keine Antwort. Halb unsinnig rannte sie hinters Haus, in den Hof, in das Nachbarhaus, nirgends eine Spur. Sie lief in die Wiese hinein und kehrte

wieder um. Sie sah die Straße hinunter — nichts. Sie rannte hinauf bis zum letzten Haus, umsonst. Da lief sie zurück, ergriff ihren Sack, trat hastig in den Laden und gab ihn der Bäckerin zum Aufbewahren. „Mein Karl ist fort,“ sagte sie voll Schreck und bat die sie besänftigende Bäckerin, sie möchte ihn, wenn sie ihn sähe, zu sich hereinnehmen. Damit rannte sie wieder hinaus; schlug ohne es zu wollen die Ladenthür zu, daß sie klirrte. Mein Gott! wo mochte der Bub' sein! Wenn er in die Stadt ist und sich verläuft! Oder in den Wald! Oder an den See hinunter! Sie griff an ihr klopfendes Herz. Wie hatte sie sich so vergessen und ihn allein lassen können! Von den Vorübergehenden, die sie ausfragte, hatte ihn niemand gesehen. Vielleicht ist er heimgelaufen? Erfüllt von diesem Gedanken lief sie eine Strecke weit hinab und stieg in die schon erleuchtete Trambahn, und während sie fuhr, malte sie sich's aus, wie froh sie sein wird, wenn ihr Karl ihr

daheim entgegenkommt und sie anblickt mit seinen braunen Augen. Dann durchzuckte es sie wieder, und sie dachte an die Freude, die er ihr und Wittmann machte, als er auf die Welt kam. Gequält sprang sie ab und bog in ihre Gasse. Alles: die Läden, die Häuser, die Menschen kamen ihr so vertraut vor — und ihr Karl — — Ihr Atem wogte. Jetzt rauschte der Bach. Und im Gärtlein hing ein Unterhöslein von ihrem Karl. Sie trat in die Thür und fragte die Schuhmacherin, die unten wohnte, aus. Nein, sie hatte ihn nicht gesehen. Mit leerem Blick stieg sie hinauf. Die liebe Thüre! Geschlossen! Wittmann war vom Fischen noch nicht heimgekehrt. Jählings rannte sie die Treppe hinab in den Garten. Der Bach hatte viel schmutziges Wasser; Scherben, alte Lumpen, einen Stiefel schleppte er mit fort. Hinten, weit hinten, drohte der Berg. Hier stand er immer, der Bub'; sollte er — — Sie lief auf die Straße, nach dem Platz, stieg in die Trambahn und fuhr wieder

hinauf. Dann ging sie das Stückchen Weg bis zum Bäcker Steinli zu Fuß. Die Bäckerin hatte Karl noch nicht gesehen. „Ich lauf' jetzt bergauf,“ sagt Frau Wittmann und erinnert sich, daß er sie so oft nach dem Berg ausgefragt hat.



Immer steiler wird die Straße. Frau Wittmann keucht. Kein Mensch begegnet ihr. Sie fährt sich über die Stirn, übers Haar. Der Schweiß rinnt wie Perlen zwischen ihren Fingern hindurch.

Endlich kommt sie in ein Dorf. Gesang und Mandolinenklang schlägt an ihr Ohr. Hinten auf einer langen Bank sitzt eine ganze Gesellschaft. Wie glücklich sind die! Ihre Augen werden naß.

Sie geht direkt auf die Leute zu und fragt,

ob eines von ihnen vielleicht einen kleinen Buben gesehen hat. Ihr Busen geht auf und ab.

„Ja, Signorina,“ antwortet ein Italiano, indem er sie wohlgefällig betrachtet, „kleine Bub — dort — Wald“ und weist den Weg hinauf. „Soll ich begleiten?“ fragt er mit blitzenden Augen und wird unwillig, als ein Weib ihn hinten am Rock zurückziehen will.

„Nein, danke,“ sagt die junge Mutter rot geworden und stürzt davon, dem Walde zu, wie ein geängstetes Tier.



Als der kleine Karl den Waldsaum betrat, war es dunkler geworden. Das hohe Sommergras hob sich seltsam vom bleichen Abendhimmel ab. Um die tief auf den Weg hereinhängenden Buchenzweige schwirrten Fledermäuse. Fünf Stück zählte er. „Das ist die rechte Stunde,“



rief er aus und schwang vor Wonne sein Schwert: er war auf dem Berg, auf dem Berg. Dreimal klopfte er auf den Erdboden, aber keine Antwort scholl ihm entgegen. Er machte einige Schritte am Waldrand entlang, da bot sich ihm plötzlich ein prächtiger Anblick. Unten, tief unten glänzte und glitzerte in Millionen Lichtern die Stadt. Und der See schimmerte und der dunkle Berg dahinter hatte auch Licht. Und das war die Stadt, in der sie wohnten, der Vater, die Mutter und er. Versunken staunte er in die Pracht, bis seine Seele davon ausgefüllt war. Er that einen Tuschler. Dann sah er sich in der Nähe um und berührte mit der Hand den Wald; der war still; nur ganz leise bewegten sich die Wipfel. und als er zuhörte, meinte er, er stünde unten am See bei der Badeanstalt, und die Wellen liefen an den Strand. So machten die Bäume.

Nun suchte er sich einen Platz aus, wo er die Geister belauschen konnte, ohne von ihnen erblickt zu werden. Vor einem Baum mit

schneeiger Rinde wuchs ein Weidengebüsch; da hockte er ins Gras und gab acht. Und nur kurze Zeit verging, als er ein weißes Ungetüm den Weg herkommen sah. Er schauderte und doch freute er sich, einmal einen Geist zu sehen. Vor demselben schritt ein altes Weib, sicher eine Here. „Komm,“ sagte sie, schon in der Nähe des Busches, zum Geist. Karl drückte sich platt an die Erde und blickte hin, aber, o weh, es war bloß eine Frau mit einer Gais.

Mißmutig sprang er auf und schlug mit dem Hut nach einer Fledermaus. In weitem Bogen huschte sie vorüber. Da fuhr er mit dem Schwert in der Luft herum und blickte zornig drein.

Hohe Disteln im Graben forderten ihn zum Kampfe heraus.

„Was ist, ihr gelben Chinesen!“ rief er und köpfte eine mit seinem Schwert. „Mit dir ist es aus,“ sagte er und nahm eine neue aufs Korn. Das war der König von Abyssinien.

In der nächsten Sekunde hatte auch der das Zeitliche gesegnet. „Und was hast du zu grinsen?“ sprach er zu einer dritten Distel. „Du bist der Schuhmacher-Fritz, du giebst mir keine Ohrfeige mehr. Daß auf!“ Mit besonderem Nachdruck schwang er sein Schwert, und in weitem Bogen flog der Kopf des Schuhmacher-Fritz ins Gras. Immer hitziger wurde er. „Ihr andern,“ rief er, „ihr seid Millionäre!“ und hieb darein, daß sich die Wiese blutrot färbte. Wenn ein Millionär nicht gleich fallen wollte, wurde er wild und riß ihm den Kopf mit den Fingern aus. Und mit funkelnden Augen tränkte er sein Schwert im Blut seiner Feinde und empfand eine tiefe Genugthuung, wenn ihre Köpfe auf die Erde rollten.



Auf einmal hörte er seinen Namen rufen. Er blickte um: die Mutter kam auf ihn zu,

als wäre sie aus dem Boden gewachsen. Da ließ er sein Schwert sinken; „jetzt giebt es Schläge,“ dachte er. Aber sie schien nichts dergartiges vorzuhaben. „Karl!“ rief sie mit einem abgebrochenen Freudeschrei, umarmte ihn und preßte ihn an sich, ohne ein Wort zu sagen. Dann nahm sie ihn auf den Arm und trug ihn fort.

Karl konnte die Freude der Mutter weder begreifen noch teilen. Er hätte, was ihn betraf, ganz gerne noch ein paar Millionäre geköpft.





## Jakob Schläpfle

### I

„So, Ihr habt keine fische, Wirtin? Warum heißt Ihr dann Eure Wirtschaft ‚Zum Weißfisch‘, wenn’s keine fische hier zu verspachteln giebt! Ich thät’ sie ‚Zum Heuhupfer‘ heißen.“ Der Sprecher schob seine Ellbogen auf den Tisch und sah die junge Wirtin mit herausforderndem Blick an, ermuntert durch das Schmunzeln der Umstehenden.

„O, Sie,“ war die Antwort, „wozu brauchen Sie jetzt fische! Ihr könnt ja in Eurem

Teich welche fangen, kochen will ich sie Euch gerne.“

„Dann bringst mir eine Wurst, wie der Herr Schläpfler dort eine verspeist.“ Er drehte sich um und blickte nach dem Tisch in der Ecke, an dem, von hinten zu sehen, Schläpfler ein Stück Balleron bearbeitete. „Schmeckt's?“ rief der Müller höhnisch.

„Halt's Maul,“ brummte Schläpfler vor sich hin, ohne sich zu rühren. Mit den Ohren aber verfolgte er eifersüchtig die Unterhaltung am Tisch hinten, und als die Wirtin hinausging und ihm einen Schmollblick zuwarf, wurde er rot und sah mit Beschämung in sein Glas.

„So eine junge Witwe wäre halt für manchen ein fetter Bissen,“ sagte der Müller laut, vom Gelächter der anderen begleitet. In dem er seinen Vollbart strich, hänselte er weiter: „Aber das Angeln will gelernt sein — auch von jungen städtischen Ehemännern . . .!“ Eine neue Lachsalve ertönte, und alles schaute sich

nach Schläpfle um. Der rührte sich nicht, sondern hantierte ruhig mit Messer und Gabel. Er hielt es für das Gescheiteste, den Bauernfilz schwätzen zu lassen, bis es ihm selber zu dumm würde; was wußte der davon, wer die Angel auswarf . . .! Eine Blutwelle war ihm aber doch in den Kopf gestiegen, halb gequält, halb trotzig schielte er seinen Ehering an, und als hinten am Tisch noch manches lose Wort fiel, rief er der Wirtin, die soeben mit der Wurst auf dem Teller hereintrat, zog seinen Geldbeutel und wollte bezahlen.

„Lassen Sie sich so vertreiben?“ fragte sie spöttisch.

„Ha nun,“ meinte er, „’s wird sowieso am besten sein, wenn ich gehe.“

„Wie Sie wollen,“ sagte sie, strich das Geld ein und wandte sich dem andern Tisch zu. Schläpfle blieb aber noch sitzen, im Glas war noch ein Restchen Most, das ausgetrunken sein mußte. Er hörte dem Tickack der Schwarz-

wälderuhr zu, das that ihm wohl: ähnlich ticktackte es in seinem Herzen. Nach einer halben Stunde saß er auch noch da, und als jene aufbrachen, blieb er erst recht sitzen. „Nichts für ungut, Herr Schläpfle,“ sagte im Gehen der Müller, indem er ihm derb auf die Schulter klopfte, „deshalb schmecken Ihre Cigarren doch, und wenn ich in die Stadt komm', spreche ich wieder in Ihrem Laden vor und nehm' eine Kiste unter den Arm.“ Mit breiten Tritten latschte er hinaus.

Bald hatte Schläpfle ein neues Glas Most vor sich und die Wirtin, die ihm gegenüber auf dem Sofa Platz genommen.

Ihr dickes Haar stach ihm wieder sehr ins Auge. Er überlegte, was er ihr sagen wollte. Seitdem er in ihre Wirtschaft kam, es mochte eine Woche her sein, wollte er ihr etwas sagen, eigentlich wußte er aber doch nicht, was, und so brachte er keinen Laut heraus, und weil er nicht redete, redete auch sie nicht... Wozu



auch! Um ihre immer etwas aufgeworfenen Lippen zuckte Spott. Schläpfler bewegte sich gequält, trank ab und zu einen Schluck, fuhr sich durch sein Haar, bis sie sich endlich seiner erbarmte und sagte: „Ihre Krawatte sitzt auch schief, Herr Schläpfler. Warten Sie!“ Sie beugte sich über den Tisch und schob ihm sein Krawättlein zurecht. Das . . . das war zuviel, sein Atem ging schneller, er beugte sich auch vor, unversehens hatte sie einen Kuß auf ihren Lippen sitzen. Erschrocken ließ er sich aber wieder auf seinen Stuhl nieder und schaute ängstlich in sein Glas. „Armer Schläpfler!“ sagte die Wirtin auf dem Sofa.

Schläpfler schwieg. Den Kopf in der Hand, so saß er da und sah trübselig auf die Straße, die in der späten Nachmittagssonne lag. Das Glänzen und Summen draußen that ihm weh. Auf einmal fragte er: „Wer ist das?“ Die Wirtin trat ans Fenster. Ein eleganter Herr kam des Weges daher. „Das ist ein Herr

Burk, er kommt öfters, setzt sich hier in die Sofaecke, trinkt ein Glas Wein und blickt in den Garten. Reden thut er wenig."

"So, Burk heißt er? Ich kenne einen Burk, es war einer mit mir in der Volksschule, der wird es aber kaum sein. Was ist denn sein Gewerbe?"

"Sie haben eine kleine Villa am See. Was er treibt, weiß ich nicht genau, ich glaube, er ist ein Geschichtleschreiber." Sie war aufgestanden und wischte den Tisch ab, der Herr huschte gerade am Fenster vorbei, und im nächsten Augenblick trat er ein und nahm, wie die Wirtin gesagt, im Sofawinkel Platz, von Schläpfle allseitig in Augenschein genommen.

Das Unbefangene in der Art und Weise, wie sein Gegenüber Wein bestellte, sein Glas in die Sonne hielt, damit der Wein funkle, und wie er trank, machte Eindruck auf Schläpfle; was ihn aber bewegte und jenen ihm gleich näher rückte, war, daß er auch an seiner feinen

Hand einen Ehereif bemerkte, und es wollte ihm gar nicht in den Kopf, daß so ein feiner junger Herr sich auch zu verheiraten brauchte. Als die Wirtin sich nach hinten begab, zu neu-  
eingetretenen Gästen, faßte er sich ein Herz.  
„Herr Burk?“ fragte er treuherzig.

Herr Burk sah erstaunt auf und sagte: „Ja?“

„Ich glaub’“, sagte Schläpfle, „wir zwei sind beisammen in der Volksschule gewesen, beim Lehrer Dreher, ich bin der Schläpfle und saß einmal neben Ihnen in der vierten Klasse.“

„Schläpfle?“ schmunzelte jener, „jawohl, ich erinnere mich . . . wir hatten ein Tintenfaß gemeinsam . . . und links an der Wand hing die Karte von Baden. So trifft man sich also wieder.“

Schläpfle wurde sehr bald vertraulich, erzählte, er habe einen Cigarrenladen in der Stadt, dann trommelte er auf den Tisch, als ob er etwas Besonderes auf dem Herzen hätte. Er blickte sich verstohlen um, dann fragte er leise,

indem er auf den Ring seines Gegenüber blinzelte: „Sie sind, wie es scheint, auch verheiratet?“

„Jawohl. Sie auch?“

„Ach ja,“ nickte Schläpfler, „ich war halt der Esel.“

„Aber Herr Schläpfler,“ schmunzelte jener, „ist man denn so ohne weiteres ein Esel, wenn man sich verheiratet?“

Diese Frage machte Schläpfler stutzig, und er wurde ganz rot. „Nein, nein, das nicht,“ erwiderte er linksisch.

„Nun, wo fehlt's? junge Ehemänner dürfen einander schon erzählen . . . Habt ihr euch denn nicht gern?“

Das Gespräch war aufgezogen.

Die Weltkenntnis und das Wohlwollen, das aus dem Wesen seines vornehmen Schulkameraden sprach, hatte die Kruste um Schläpflers Herz aufgeweicht. „Schütt' es aus, eine solche Gelegenheit wird dir sobald nicht mehr geboten,“ dachte

er. „Doch,“ sagte er zu Burk, „ich hab' sie gern und sie mich auch . . .“ Nach einer Weile gestand er: „Aber so gern, wie ich sie oft haben möchte, hat sie mich nicht. Sie . . . sie läßt sich gerne in den Arm nehmen . . . einen Kuß auf die Backe geben, aber,“ stachste er weiter, „wenn ich sie einmal ein bißle feuriger um die Hüften fasse, läuft sie weg und liest in der Zeitung . . . oder in einem Band von der Volksbibliothek . . . und sagt, ich soll nicht so kindisch sein!“

„Kindisch?“ fragte Burk, indem er seinen Schnurrbart durch die Finger gleiten ließ.

„Ja, kindisch!“ Schläpfler sagte es fast zornig. Da war einmal einer, dem man sich anvertrauen durfte, ohne ein Blatt vor den Mund nehmen zu müssen. „Manchmal könnte ich mein Kopfkissen zerbeißen — vor Wut, daß sie so kalt ist.“

„Aha, eine von dem Schlag. Ich verstehe, daß Sie leiden.“

Schläpfler nickte und schüttete nun sein Herz

ganz aus. „Was meinen Sie, Herr Burk, wäre es Sünde — wissen Sie — wo die Verhältnisse derart sind, daß man nicht auseinandergehen kann, was ich auch nicht möchte, denn sie ist ja sonst brav und tüchtig, und wir haben doch ein Töchterlein — wäre es Sünde, wenn ich einen Nebenschatz hätte? Ich kenne eine . . . ein Mädchen, ich glaube, wir verstünden uns.“

„Das kann Ihnen kein Mensch übel nehmen — unter diesen Umständen.“

„Nein?“ Schläpflers Gesicht heiterte sich auf. „O,“ sagte er, „ich möchte sie oft in den Arm nehmen, aber ich getrau' mir nie recht.“

Burk lächelte mitleidig. „Sie sind doch jung! — Aber, sagen Sie,“ fragte er nun ernst, „war Ihre Frau immer so?“

„Immer. Anfangs hat sie sich verstellt. Ich hab' es aber bald gemerkt. Jetzt thut sie, als ob sie im Recht wäre. Ein altes Fräulein, mit der sie verkehrt, hab's auch gemeint, sagt sie.“

Burk kräufelte die Lippen. „Aber bester

Herr Schläpfle, sagen Sie mir, wann haben Sie's denn gemerkt?"

„Halt auf der Hochzeitsreise.“

Burk zog die Augenbrauen in die Höh' und sah Schläpfle an. Dann suchte er die Achseln, zog die Uhr, holte seinen Geldbeutel hervor und rief der Wirtin. Er müsse leider fort, wandte er sich zu Schläpfle. Während die Wirtin das Geldstück, das er ihr gegeben, wechselte, sagte er leise zu ihm: „Das heißt man eine Katz' im Sack kaufen.“

Und Schläpfle nickte.

Nachdem jener fort war, fragte die Wirtin: „Ein netter Herr, gelt?"

„Ja. Sagen Sie, was hat er denn für eine Frau?"

Die Wirtin lächelte. „Eine schöne Frau. Ich hab' sie einmal gesehen, auf der Seestraße. Und Augen hat sie — da liegt Feuer drin," setzte sie schnippisch hinzu.

Er seufzte.

„Ja, ja, Herr Schläpfle!“ Sie stand neben ihm und fuhr ihm mit der Hand durch sein dichtes Haar. Er rührte sich nicht, plötzlich aber sprang er auf, setzte seinen Hut auf, sagte Adieu und machte, daß er zur Thüre hinauskam.

Auf der Straße war noch Sonne. Links und rechts, am Raine, glänzte Löwenzahn. Er ging hinunter, der Stadt zu, ihm war, als würde er heimgezogen. Und er dachte an seinen ehemaligen Schulkameraden. Ja, der hatte es gut.

Und wie er so an ihn dachte und die Pracht der Wiesen bemerkte, überkam es ihn auf einmal, und er blieb stehen. Zwei dicke Thränen rollten auf seine Backen: er wollte auch eine feurige Frau haben!

Dann ging er weiter. Einige Löwenzahnblüten, die so dumm an der Straße standen, köpfte er mit seinem Stoß. Wenn sie nur ein bißchen anders wäre, ein bißchen! Seinen halben Cigarrenladen gäbe er dafür, nein, dreiviertel. Und sie hätten sich doch gern, wie man so sagt.



Kam er an einer Handlung vorbei und sah sich im Schaufenster an: So ein netter Bursch' von neunundzwanzig Jahren! Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß er, Schläpfle, eine kalte Frau haben sollte. Er stieß seinen Stock in den Boden: warum sollte er's nicht noch einmal versuchen! Ja, nun wußte er auch, weshalb es ihn nach Hause trieb.

Immer länger wurden seine Schritte.

Jawohl, so wird es sein: wenn er jetzt heimkommt, löst er seine Frau im Laden ab, und wenn es acht Uhr schlägt, macht er zu und geht hinauf, zu ihr — das Mariele hat sie schon zu Bett gebracht — und sie setzen sich auf das Sofa, und er umfaßt sie und zieht sie an sich, so heiß wie noch nie, es ist ja Frühling, und auch sie wird nicht umhin können, ihn an sich zu ziehen.



## II

Als jedoch Schläpfle nach dem Nachtessen auf dem Sofa saß und seine Frau fragte, ob sie nicht auch ein bißchen zu ihm kommen wolle, auf das Sofa, sah sie ihn von der Seite an, wie immer, und nahm neben ihm Platz, hielt aber das Mariele auf dem Schoß und holte ihm aus der Tischlade ein Bilderbuch hervor, auf dem es bald mit den Händen herumspatschte. Der Vater runzelte erst die Brauen, bis es ihm klüger erschien, gute Miene zu machen, vorderhand. Indem er sein Töchterlein tätschelte, kehrte er ihr die Blätter um und erläuterte ihr die Bilder, zeigte ihr ein Schaf, einen Gockelhahn und eine Kuh. „Kuh!“ plapperte die Kleine nach. „Muh!“ fischerte die Mutter und rieb ihr Kinn ergötzt an Marieles Kopf.

„Ja, ja, Babette, das haben wir auch einmal so gemacht,“ sagte Schläpfle. Er hatte

eins von ihren blonden Nackenlöckchen ergriffen und spielte damit. „Du kitzelst,“ lachte sie und that seine Hand fort. Diese legte sich nun um Marieles Schulter, verirrte sich aber bald wieder um Babettes Kinn und sank nach einer Weile auf ihre Brust herab. Seine Augen suchten die ihrigen. Sie sah ihn an, schüttelte lachend den Kopf und gab ihm einen Klaps. „Du bist unverbesserlich!“

Und er saß wieder für sich und blickte auf die rot- und weißkarierte Tischdecke, ohne sich seinen inneren Kampf weiter anmerken zu lassen.

Etwa nach einer Viertelstunde stand er auf und meinte, es wäre jetzt an der Zeit, das Mariele zu Bett zu bringen. „Ja,“ sagte Babette und verschwand mit der Kleinen auf dem Arm.

Schläpfler wiegte den Kopf: sie war doch eine so üppige Gestalt . . . Um etwas zu thun, bis sie wiederkäme, holte er seinen Laubsägekasten hervor und sägte ein Ornament aus

einem Brett heraus, was ein kleines Bücher-  
gestell für Babette abgeben sollte. Es dauerte  
lange, bis sie kam, sehr lange. Säge und Brett  
ruhten längst wieder im Kasten, unruhig saß  
er am Tisch und trommelte darauf. Endlich  
ging die Thür auf — und sie trat ins Zimmer.

„Schläft's Mariele?“ fragte er.

Sie nickte.

„Babette —“ sagte er, indem er seinen Arm  
sanft um ihre Schulter legte . . .

„Ja?“

„Komm, gehen wir auch schlafen!“ flüsterte  
er und zog sie an sich.

„Du bist wieder —!“ machte sie ärgerlich.  
„Jetzt um halbzehn Uhr schlafen gehen! Ich  
hab' eine so schöne Geschichte angefangen, ich  
bin heute den ganzen Tag nicht dazu gekommen  
und hatte mich so auf das Stündchen jetzt ge-  
freut. Du nimmst gar keine Rücksicht auf mich.  
Faß' mich nicht so an, Jakob, du weißt, daß  
ich das nicht mag!“

Schläpfle stand vor ihr da und schaute sie an mit großen hilflosen Augen. Das hatte er nicht erwartet, wo er so herzlich zu ihr war. Seinem Blick ausweichend ging sie an ihm vorbei, rieb sich die Hände, als ob sie fröstelte, setzte sich an den Tisch, schraubte die Lampe hoch, langte ein graubändiges Buch vom Fenster Sims herüber, schlug es auf, stützte den Kopf in die Hände und las. Da wurde er wild. „Lies an deiner Geschichte bis anno Tobak!“ rief er, „wenn sie dir lieber ist als dein Mann.“ Er setzte seinen Hut auf. Frau Schläpfle ließ ihn wild sein, das ist er schon öfters gewesen, und fragte ruhig: „Wohin gehst?“

„Einen Jaß geh' ich machen bis anno Tobak!“ sagte er höhnisch und schritt hinaus. Die Thür fiel ins Schloß.

Frau Schläpfle hatte Ruhe.

---

Schläpfle ging aber keinen Jaß machen, sondern lenkte seine Schrittlein zur Stadt hinaus,

dem „Weißfisch“ zu. In einem fort schlug er mit seinem Stock ein Rad, und bei jedem Schwung murmelte er: „— küß' mich — küß' mich — küß' mich im Buckel!“ So in sein Gespräch vertieft hatte er bald die Stadt im Rücken und stieg die mondhelle Straße hinauf. Kaum bemerkte er den Mondschein, erst als er in der Nähe seines Ziels angelangt den blechernen Fisch über der Thüre glitzern sah, wurde er sich dessen bewußt. „Sie wird doch nicht schon geschlossen haben,“ dachte er, weil es so still im Haus war und kein Lichtschimmer herausdrang. Er rüttelte an der Thür, wahrhaftig, sie war zu. Da bewegte es sich am Fenster, ein Kopf kam zum Vorschein, und eine bekannte Stimme rief: „Wer ist da?“

„Schläpfler.“

„Herr Schläpfler? So, so.“ In der nächsten Minute ging die Thüre auf und ließ ihn hereinspazieren.

„Ich hatte eben geschlossen,“ sagte die

Wirtin, „aber weil Sie den weiten Weg gemacht haben, will ich nicht so grausam sein. Was trinken Sie, Most oder Wein?“

Schläpfler, der ins Zimmer getreten war, verlangte Wein und meinte, als sie die Lampe anzünden wollte, sie solle es nur gut sein lassen, soviel sehe er schon noch, daß er seinen Mund finde. Auch scheine ja der Mond durch den Laden herein. Er setzte sich in den Sofawinkel und lud sie ein, sich zu ihm zu setzen und einen Schluck mitzutrinken, was sie sich nicht zweimal sagen ließ. Der Wein im Glase hatte einen ganz eigentümlichen Glanz.

„Was fehlt Ihnen, Schläpfler?“ fragte die Wirtin nach einiger Zeit, in der kein Wort gefallen war, und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Sie sitzen ja wieder da, als hätten Sie Blei im Kopf.“

„Was soll mir fehlen!“ entgegnete Schläpfler grob. Nach einer Weile aber sagte er leise: „Sie wird nicht anders.“ Er lehnte seinen Kopf an die Schulter des Weibes und weinte.

Und sie schlang leise ihren Arm um ihn und küßte ihn.

---

Als Schläpfles Augen wieder trocken waren und die Wanduhr Elf geschlagen hatte und er auffsprang, um seinen Hut zu suchen, zündete Frau Emma eine Kerze an, trat dicht an ihn heran und fragte: „Wollen Sie heim?“

Er nickte.

„Bleibt hier!“ sagte sie und bohrte ihre Augen fest in die seinigen. Da wußte sich Schläpfle nicht zu helfen, es rieselte ihm den Rücken hinunter, sein Atem ging rasch und er faßte einen Entschluß: „Ich bleibe.“

Sie verließen nun die Wirtsstube und stiegen draußen die schmale Treppe hinauf, die Wirtin voran, mit dem Leuchter in der Hand.





## III

In grauer Morgendämmerung schritt einer mit hellem beruhigtem Herzen über das Pflaster und freute sich über den Widerhall seiner Tritte. Ein Haus-Rotschwänzchen, das oben auf Kuhns Wetterfahne zirpte, erregte sein besonderes Wohlgefallen, so daß er stehen blieb und zu dem zarten Gesang mit dem Kopfe nickte. Ja, die frische Luft! Da und dort wurde in den Häusern schon Licht angesteckt.

So ging er froh seines Wegs, bis er nach einer Eckbiegung seine Hausthür schimmern sah, was eine erhebliche Verfinsterung seines Herzens zur Folge hatte. Eifer hätte er nicht aufschließen können, dann schlich er hinein und horchte. Nichts regte sich, als die schwarze Katze, die ihm entgegenkam, um sich an sein Bein zu schmiegen. Im Wohnzimmer zog er sich leise aus, nahm die Kleider auf den Arm und schlich ins Schlafzimmer. Babette schlief.

Das rührte ihn so, daß er die Kleider auf den Boden fallen ließ und rasch ins Bett kroch. Bis an die Nase zog er die Decke hoch.

Auch nach dem Aufstehen hielt Schläpfles Herzfinsternis an. Seine Frau hatte zwar kein Wort gesagt, sie wußte offenbar nicht, wie lange gestern der Jaß gedauert hatte, sie sah ihn nur ab und zu so von der Seite an, was sie ja immer that, aber heut' fühlte er, wie jeder dieser Blicke an seinem Herzen nagte. Und als er gar zu Mittag sein Lieblingessen bekam, Dampfnudeln mit Vanillesauce, mußte er sie krampfhaft hinunterwürgen — die hatte ihre brave Hand für ihn bereitet, und er! Den Löffel legte er vor sich hin und ergriff ihre Hand: „Du Babette —“ begann er, aber das übrige blieb ihm im Halse stecken.

„Was hast?“ fragte sie.

„O, mir ist gar nicht prima,“ sagte er nun.

„Wirst halt zu rasch gegessen haben!“

„Ja, ja, das wird es sein.“

Daß er bei der anderen war, schien ihm die geringere Sünde zu sein, aber daß er nicht den Mut hatte, es Babette zu sagen! daß er sie betrog!

So schleppte er sich eine halbe Woche, schief schlecht und stand den ganzen Tag im Laden; dabei aß er viel, was ihn oft milder gegen sich selber stimmte, weil dann die Last des Magens der Last seiner Seele das Gleichgewicht hielt, so daß sich letztere weniger fühlbar machte, aber immer konnte ja der Magen der Seele nicht die Wage halten.

Eines Nachmittags, bei dickster Hitze, lief er in der Stadt umher, um seine schwarzen Gedanken, die bald unerträglich in seinem armen Kopfe spukten, loszuwerden. Wenn das nur so ginge! Im Gegenteil, es schien, als fühlten sie sich in der brennenden Sonne erst recht mollig, so schwirrten sie und begleiteten ihn straßauf, straßab, und ihm war, als hörte er immer einen heraus, der wie eine große Fleischfliege inmitten

kleiner schwirrender Stechmücken summt . . . summt . . . „O, wie wär's," dachte er, „wenn jetzt ein Dachziegel auf mich herunterfiel und all dem Gesumme ein Ende machte?" Sahen ihn nicht auch alle Leute so merkwürdig an?

Kam er auf den Kirchplatz. Kein Mensch ging da. Er zog sein Sacktuch und trocknete seine Stirn ab, da mußte er aufhorchen: die Orgel! Ja, aus den Kirchenfenstern quollen lange Orgeltöne, und bald darauf hörte er Gesang.

„Lobe den Herren, du meine Seele" sangen sie.

Bis zu Ende hatte Schläpfler zugehört, nun war ihm etwas schwach geworden und er setzte sich auf eine Bank am Eingang der Lindenallee. „Lobe den Herrn!" Einst hatte er's zusammen mit Babette gesungen, zur Konfirmationszeit. Sechzehn Jahre alt war er und fünfzehn sie. Und sie saßen einander gegenüber in den Kirchenbänken, bei den Proben. Und wechselten Blicke und wurden rot dabei. Mein Gott, wenn er

doch einen Freund hätte, dem er sich anvertrauen könnte, der ihm helfen würde!

Jetzt öffneten sich die Thore, Jünglinge und Jungfrauen strömten heraus, der ganze Chorgesang. Zuletzt der Vikar Mühlheim mit seinem gelblichen Gesicht; er grüßte noch einmal seine Zöglinge, dann bog er um die Ecke. Schläpfler — Schläpfler auch; als würde er gezogen, immer zehn Schritte hinterher. Jener sah sich um, Schläpfler erschrak, aber nein, es hatte doch wohl nicht ihm gegolten, denn der junge Geistliche blickte in die Höh', was das Wetter mache. „Soll ich? Soll ich nicht?“ fragte sich Schläpfler mit klopfendem Herzen, es war nicht lang Zeit, dort im nächsten Haus wohnte er schon, der Vikar. Und jetzt hatte er schon die Hand an der Gartenthür. „Soll ich? Soll ich nicht?“ wiederholte er zitternd, unwillkürlich langte er ein Zehnpfennigstück aus der Tasche und warf es auf den Boden; bis ans Gartengitter rollte es. Der Vikar war schon im Garten und

betrachtete einen Rosenstock. „Wenn das Wappen ausliegt —“, Schläpfler bückte sich — da kehrte sich gerade der Vikar um. Schläpfler ließ heimlich das Nickelstück wieder in die Tasche gleiten, verlegen zog er mit der andern Hand den Hut.

Der Vikar sah ihn erstaunt an, dann nickte er. „Ach, Sie sind es, Herr Schläpfler?“ sagte er mit Menschenfreundlichkeit und kam langsam herbei. „Was schafft mir das Vergnügen? Treten Sie näher! Sie wollten doch offenbar zu mir?“

„Nein, nein,“ sagte Schläpfler bestürzt, „heißt das, ja, aber ich möchte nicht stören.“

„Bei Leibe nicht, spazieren Sie nur!“ Herr Mühlheim ließ ihm den Vortritt. „Rechte Thür!“ rief er, als sie die Stiege hinaufkamen.

Auf einmal befand sich Schläpfler in einem schattigen Zimmer und wunderte sich, wie er eigentlich hierhergekommen war. Die grüne Tischdecke! Die vielen Bücher! Der Vikar! „Nun, wo drückt Sie der Schuh?“ hörte er den

Vikar sagen, der ihm einen Stuhl hinstellte und ihn dabei so seltsam ansah. — „Der Schuh!“ entgegnete er und blickte unwillkürlich auf seine Füße, dann starrte er dem Vikar ins Gesicht. . . „Aber, was haben Sie denn, Herr Schläpfle?“ fragte dieser, indem er eine Hand in die andere schmiegte, „ist Ihnen etwas passiert?“ Nehmen Sie doch Platz!“ Schläpfle setzte sich, der Vikar ebenfalls. „Nun erzählen Sie,“ sagte er, indem er sich anlehnte, „was Sie zu mir führt! Ist nicht alles wohl daheim?“

„O doch.“

„Nun also, das ist die Hauptsache.“

Schläpfle spielte mit seinem Hut. „Ich komme lieber ein andermal, Herr Vikar,“ sagte er und stand wieder auf.

„Wie Sie wünschen!“ sagte dieser gedehnt und erhob sich ebenfalls. „Aber ich muß gestehen, ich finde Ihr Benehmen sonderbar.“ Als Schläpfle seine Hand an die Thürklinke legte, stellte er sich vor ihn hin und fragte

sanft: „Nun, Herr Schläpfle, Sie wollten mir gewiß etwas sagen und finden nicht den rechten Ton. Ist es nicht so?“

„Doch,“ sagte Schläpfle finster. „Ich . . . meine Frau . . . ich hab' sie halt hintergangen,“ würgte er heraus.

„Ihre . . ! Um's Himmels willen, wissen Sie, was Sie da reden!“ Als Schläpfle wegsah, legte der Vikar die Hand auf seine Schulter, suchte seinen Blick zu erwischen und sagte in tiefem Tone: „Schläpfle!“

Es war jetzt still im Zimmer, eine Fliege summt am Fenster, die Scheibe des Bücher-schranks glitzerte.

„Sie hat selbst Schuld,“ brachte Schläpfle hervor.

Die beiden saßen wieder auf ihren Stühlen, der Vikar wiegte den Kopf —: „aber sagen Sie mir um Gottes willen —“

Und Schläpfle erzählte.

Von seiner Frau erzählte er und von einer



anderen, wie ihn jene vernachlässigte und er zu dieser gegangen ist, wie er Mitleid mit Babette bekam und sich jetzt damit plagte.

Der Vikar atmete aus. Nun wußte er also, wo den Schläpfle der Schuh drückte. Eine Weile überlegte er und knabberte an seinem dünnen Schnurrbart herum, dann sagte er: „Ich bin erschüttert. Von Ihrem Vergehen, Schläpfle, wie von Ihrer Reue. Sie haben eins der wichtigsten Gebote übertreten, ich hätte das nimmermehr hinter Ihnen gesucht. Ich kannte Sie sonst als braven, rechtschaffenen Menschen. Nun, ich will Ihnen nicht weiter ins Gewissen reden, da Gott selber das schon zur Evidenz gethan hat. Ob er Ihnen verzeihen wird, das liegt in seiner Hand. Indem ich Ihnen für Ihr Vertrauen danke, kann ich Ihnen nur einen Rat geben: beten Sie, bereuen Sie, gehen Sie in sich, und wenn Sie glauben, daß Ihr Herz bereit ist, dann kommen Sie in die Kirche und empfangen Sie das heilige Abendmahl! Morgen

in acht Tagen werden Sie Gelegenheit dazu haben. — Jene Person da, wer sie auch sein möge, würdigen Sie keines Blickes mehr!“

„Ich dank’ Ihnen, Herr Vikar,“ sagte Schläpfle gedrückt, „so werd’ ich es machen. Ja, ja, das ist das beste. Aber“ — er rückte unruhig hin und her. Jener unterbrach ihn und wippte mit den Händen: „Herr Schläpfle, Herr Schläpfle, warum sind Sie nicht früher zu mir gekommen! Ich hätte Ihre Frau ermahnt, sie solle ihren ehelichen Pflichten besser nachkommen — und Das wäre nicht passiert.“ Er nickte bedauernd seinen Worten nach.

Schläpfle schlug aufs Knie: „Ich hätte eben überhaupt keine Katz’ im Sack kaufen sollen.“

„Wie... meinen Sie das... Herr Schläpfle?“ fragte der Vikar gedehnt und in ganz anderem Ton.

„Ha nun...“

Der Vikar wehrte ab. „Ich habe nichts vernommen. — Ich dächte, Ihre Sünde wäre

groß genug, daß Sie ihr nicht noch solche sündige, unanständige Redensarten anzuhängen brauchen."

"Ich meinte halt —," wollte Schläpfle begütigen, aber der Vikar schüttelte die Hand.

"Dann," sagte Schläpfle, indem er seinen Hut drückte, „danke ich Ihnen also, Herr Vikar.“ Als er aufstehen wollte, fiel ihm noch etwas ein und er blieb sitzen. „Ja so," machte er, „beinahe hätt' ich die Hauptsache vergessen: was meinen Sie, Herr Vikar, soll ich's der Frau gestehen?" Es berührte ihn peinlich, daß der Vikar nicht gleich antwortete. War seine Frage so dumm? Jener saß da und schwieg und strich in einem fort sein Haar hinters Ohr. Endlich sagte er kleinlaut: „Ihnen hierin einen Rat zu erteilen, diese Verantwortung kann ich nicht übernehmen. — Ich glaube, das überlassen Sie am besten der Eingebung Gottes. — folgen Sie nur immer seiner Eingebung, in allen Dingen, und Sie werden gut dabei fahren, mag er Ihnen nun diesmal eingeben,

Sie sollen's Ihrer Frau gestehen oder still für sich tragen und büßen!" Bei den letzten Worten hatte der Vikar seine Stimme wiedergefunden. Nun erhob er sich, ermahnte Schläpfle noch einmal, bis zum übernächsten Sonntag sein Herz bereit zu halten, und machte ihm Hoffnung, daß ihm Gott verzeihen werde, wenn er in sich gehe und bereue. Und mit einem warmtönenden „Mit Gott!" geleitete er ihn bis zur Thür und reichte ihm die Hand.

Ziemlich ruhig machte sich Schläpfle auf den Heimweg; dabei konnte er's nicht unterlassen, so ab und zu still für sich den Kopf zu schütteln.



#### IV

Der Pfarrer hatte mit erhobenen Händen die Gemeinde gesegnet.

Die Glocken läuteten.

Wer das heilige Abendmahl empfangen wollte, blieb, die andern strömten den Thoren zu.

Mit gerunzelter Stirne ließ Schläpfle sein Gesangbuch in die Tasche seines länglichen Gehrocks verschwinden, dann sah er sich um. Viele gingen, viele blieben... Vorn am Altar hantierte der Kirchendiener... Ob diejenigen, welche da blieben, wohl alle etwas Ähnliches auf dem Gewissen hatten?

Aha, jetzt suchte ihn seine Enehälfte. Was sie für ein frommes Gesicht machte! Eigentlich sah sie gar nicht übel aus in ihrem Sonntagsstaat und dem grauen Hut mit den Veilchen. Er winkte ihr mit dem Ellenbogen und rutschte ans Ende der Bank.

„So, du sitztest noch da, Jakob, und ich such dich überall im Gang?“ machte sie. Dabei drückte sie ihr silberbeschlagenes Gesangbuch an ihren Busen und wippte ein wenig mit ihren Seiten hin und her.

„Weißt du, Babette,“ sagte er, „ich will eben das Abendmahl nehmen.“

Frau Schläpfle sperrte die Lider auf. „Du? Du willst das Abendmahl nehmen? Da guck' mal einer her! Nein, ich muß heim, wegen des Bratens. Ich hab' 's heilige Abendmahl leßthin genommen — dir kann's auf jeden Fall nichts schaden.“ Sie drehte schnell ihr Gesicht dem feinigern zu, dann wackelte sie wieder mit ihren Seiten. „Na adie!“

„Adie!“ brummte Schläpfle. Als er allein war, zog er den Mund schief, indem er sie nachmachte: „Dir kann's auf jeden Fall nichts schaden! — Wart' nur, wenn du so bist — du Aff!“

Aber er sollte ja reinen Herzens sein. Unter diesen Umständen! Abgekühlter war es freilich, sein Herz, als vor einer Woche, heißt das, es schlug gleichmäßiger und ruhiger . . . Hatte er doch lang genug auf die Eingebung Gottes gewartet, die ihm der Vikar angeraten, aber

sie war ausgeblieben. In welcher Form sollte die auch kommen! So verschwieg er Babette noch immer sein Geheimnis, obwohl es ihn drückte.

Nun gingen sie also vor, eins ums andere, Männer und Weibsbilder; sogar der Herr Major, der ihm gegenüber wohnte, in dem schönen Eckhaus, war dabei. Auf der einen Seite des Altars stand der Pfarrer und reichte das Brot, auf der andern der Vikar mit dem Kelch. Ost, daß ihn der ja nicht bemerkte!

Schläpfler war an das andere Ende der Bank gerutscht und hielt sich mehr hinter einem Pfeiler, um sich zu sammeln. Es saßen ja noch Leute vor ihm, hinter ihm, und im Mittelgang standen sie ganz dick. Wozu sollte er sich da vordrängen! Seine Gedanken verloren sich in den Fächern eines Kirchenfensters . . .

Allmählich leerten sich die Bänke um ihn herum und er saß allein da. Alle standen sie jetzt im Mittelgang. Was sollte er machen?

Ob ihm wohler wäre, wenn er vom Altar zurückkäme? War's ihm denn überhaupt ums Büßen zu thun, oder um etwas Anderes? Was hatte doch der Vikar gesagt! Alles verwirrte sich ihm, Schweiß trat auf seine Stirn. Aber jetzt, Schläpfle, entweder — oder! Die Eingebung ist ausgeblieben, so überläßt du's dem Zufall! Ein Zehnpfennigstück zu befragen, erschien ihm hier ungehörig, mit entschlossener Miene griff er die Knöpfe seiner Weste ab: soll ich — soll ich nicht — soll ich — soll ich nicht — soll ich! Soll ich, sagte der letzte Knopf. Ist Schläpfle, jetzt hat dir der Vikar einen Blick zugeworfen... und jetzt wieder einen. Guck' nur, dachte er, du weißt ja selber nichts!

Doch rutschte er nun leise hinüber und schloß sich dem Zuge an, als der letzte. Ha nun, dachte er, ich mach' es jetzt wie die andern. Vor ihm stand der Gemüsehändler Leo mit seinem breiten Rücken. Was der für große Knöpfe hinten am Rock hatte! Unwillkürlich



tippte Schläpfle an einem herum, sein Vordermann sah über die Schulter zurück und nickte sachte, als er Schläpfle erkannte. „Wie geht's?“ flüsterte er ihm zu und strich seinen roten Knebelbart. Schläpfle nickte mit gemachtem Gleichmut.

Jetzt kam eine alte runzlige Frau an die Reihe. Er begann zu zählen, wie viele Vorgänger er noch hatte. Drei — sechs — neun — plötzlich hielt er den Atem still und zitterte — wie gebannt lagen seine Blicke auf einem jungen Weib, das etwa in der Mitte sich befand. Schläpfle atmete tief aus: nein, sie war's nicht. Aber ganz dieselbe Gestalt, ganz dieselben Hüften wie Frau Emma. Gott sei Dank, daß sie's nicht war. Es wäre ein gar zu merkwürdiges Zusammentreffen gewesen. Doch — ohne daß er's wollte — huschte jetzt eine frohe Erinnerung über sein Herz. Und da sollte er vorgehen und bereuen! Der Vikar hielt eben den Kelch hoch, als wär's ein Wink für ihn.

Er wurde ganz verwirrt. Wein, heucheln konnte er nicht.

Schläpfle drückte sich.

So leise er konnte.

Als er die Kirchthür hinter sich zugemacht hatte, schüttelte er die Blicke ab, die er beim Hinausgehen auf seinem Rücken gefühlt.

Wie blau der Himmel war! Im Lindengang summten die Bienen.

Am Abend desselben Tages begegnete Schläpfle auf der Seestraße seinem ehemaligen Schulkameraden Burk, der am Arme seiner schönen Frau spazieren ging. „Aha, Herr Schläpfle!“ rief ihm der von weitem entgegen und schwenkte den Hut. Schläpfle erwiderte bescheiden seinen Gruß. „Nun,“ fragte jener, indem er stehen blieb, „wie geht's Ihnen? Das ist der Herr Schläpfle, weißt du...“ machte er zu seiner Frau, die freundlich nickte und etwas seltsam lächelte. Schläpfle hielt den

Hut in der Hand. „Mir geht's nicht gut," sagte er.

„Nein? Aber was haben Sie denn?" Als Schläpfler schüchtern die Achseln zuckte, legte Burk seine Hand auf den Arm seiner Frau und sagte: „Weißt du was, Lilly? Setz du dich ein bißchen dort auf die Bank am Wasser, wir gehen hier unterdessen auf und ab." — „Schon gut," erwiderte sie lächelnd und ging, indem sie noch einmal gütig nickte. Schläpfler sah ihr nach. „Ja, hätt' ich eine von dem Schlag!" dachte er und senkte traurig den Kopf.

„Also —!" ermunterte Burk.

Während sie auf und ab gingen, erzählte Schläpfler, was ihm wehthat. „Reue kann ich es nicht nennen," meinte er, „ich müßte lügen. Aber der Vikar —"

„Der Vikar?"

„Ja, ich war halt bei ihm und hab' ihn um Rat gefragt."

Burk blieb stehen, steckte die Hände in die Hosentaschen und staunte ihn an.

„Ich hab' mir eben keinen andern Ausweg gewußt.“

„Ja, was haben Sie denn gesagt?“

„Ha nun — alles, und ob ich's der Frau gestehen soll.“

„So, so. Nun, was riet er Ihnen — der Vikar?“

„Ich soll bereuen und das heilige Abendmahl nehmen.“

„Und?“

„Ja, und wegen des Gestehens soll ich eben abwarten, wie's Gott mir eingiebt, so oder so. Bis jetzt ist die Eingebung ausgeblieben.“ Er stockte einen Augenblick und wischte sich mit seinem gelbbetupftem Sacktuch die Stirn, dann erzählte er, wie er heute wirklich in der Kirche war und das Abendmahl nehmen wollte und schon im Mittelgang stand, als er im Zuge ein Mädchen sah, die ihn so an die andere er-

innerte, daß er ganz verwirrt wurde und hinaus mußte. „So hat der Herrgott noch mit keinem gespielt, wie mit mir,“ seufzte er.

„Aber im Gegenteil,“ sagte Burk lächelnd und stellte sich vor ihn hin und streckte die flache Hand aus. „Die Eingebung ist Ihnen ja zu teil geworden . . .!“

„Hä?“

„. . . in der Kirche — das Mädchen.“

Da mußte Schläpfle seinen vergrämten Mund verziehen. „Aber Herr Burk!“ machte er und wiegte sich hin und her.

„Ich betrachte das als Gottes Eingebung,“ wiederholte dieser in vollem Ernst.

Schläpfle ließ seinen Stock am Boden tänzeln, dann sagte er treuherzig: „Raten Sie mir, Herr Burk, was ich thun soll — Sie wissen das besser.“

„Ich soll Ihnen raten?“ antwortete Burk. „Wissen Sie was? Gehen Sie jetzt zu Ihrer Frau und sagen Sie offen: liebe Frau, so und

so, so und so..! Und wenn sie wirklich derart ist, wie Sie damals im ‚Weißfisch‘ sie mir schilderten, dann wird sie eben in Gottes Namen ein Einsehen haben müssen und Ihnen die Zulage eines ‚Nebenschazes‘ nicht verwehren dürfen. — Ich muß jetzt hinüber.“ Er schüttelte Schläpfle herzlich die Hand und begab sich zu der Bank, auf der seine Frau wartete.

Schläpfle aber blieb eine Minute stehen und legte den Zeigefinger an die Nase, dann schnellte er mit den Fingern, nickte und trat entschlossen den Heimweg an, indem er vor Burks noch einmal tief den Hut zog.



## Kleine Bibliothek Langen

Jeder Band geheftet 1 Mark

Elegant gebunden mit Goldschnitt 2 Mark

Band I

Jakob Wassermann, Schläfst Du Mutter? — Ruth  
Novellen

Band II

Marcel Prévost, Julchens Heirat Ehenovelle

Band III

Amalie Skram, Verraten Novelle

Band IV

Heinrich Mann, Das Wunderbare u. andere Novellen

Band V

Guy de Maupassant, Pariser Abenteuer u. a. Novellen

Band VI

Hermann Bang, Fräulein Caja Novellen

Band VII

Anton Tschekhoff, Ein Zweikampf Erzählung

Band VIII

Marcel Prévost, fleurette Roman

Band IX

Guy de Maupassant, Der Regenschirm u. a. Novellen

Band X

Jakob Wassermann, Die Schaffnerin — Die Mächtigen  
Novellen

Band XI

Marcel Prévost, Der gelbe Domino Roman

Band XII

Fritz Mauthner, Der wilde Jockey und anderes

## **Kleine Bibliothek Langen**

ferner erschienen

Band XIII

**Ernst von Wolzogen, Vom Peperl u. a. Raritäten**

Band XIV

**Marcel Prévost, Nimba** Novelle

Band XV

**Guy de Maupassant, Schwarz — Braun — Blond**  
Novellen

Band XVI

**Korfiz Holm, Schloß Übermut** Novelle

Band XVII

**Anton Tschschoff, Starker Tobak u. a. Novellen**

Band XVIII

**Guy de Maupassant**

Das Brillanthalsband und andere Novellen

Band XIX

**Emile Zola**

Die Schultern der Marquise und andere Novellen

Band XX

**Sophus Schandorpff, Erste Liebe** Roman

Band XXI

**Marcel Prévost, Auf Liebeswegen** Novellen

Band XXII

**Emile Zola, Um eine Liebesnacht u. a. Novellen**

Band XXIII

**Guy de Maupassant, Der Tugendpreis u. a. Novellen**

Band XXIV

**Marcel Prévost, Unter uns Mädchen** Novellen



## **Kleine Bibliothek Langen**

ferner erschienen

Band XXV

**Marcel Prévost, Revanche** Novellen

Band XXVI

**Jacob Hilditch, Fräulein England** Novellen

Band XXVII

**Emile Zola, Die Wasser steigen** Novellen

Band XXVIII

**Freiherr v. Schlicht, Alarm** Militärcumoresken

Band XXIX

**Anton Tschekhoff, Der Taugenichts** Roman

Band XXX

**Guy de Maupassant, Die Millionenerbschaft** Erzählung

Band XXXI

**Korfiz Holm, Mesallianzen**

12 Liebes- und Ehegeschichten

Band XXXII

**Marcel Prévost, Pariser Ehemänner**

Band XXXIII

**Emile Zola, Die Erdbeeren und andere** Novellen

Band XXXIV

**Ludwig Thoma, Assessor Karlchen u. andere** Geschichten

Band XXXV

**Alexandre Dumas fils,**

**Eine Jugenderinnerung und andere** Novellen

Band XXXVI

**Emile Zola, Die Tanzkarte und andere** Novellen

---

Druck von Hesse & Becker in Leipzig



Princeton University Library



32101 068762655

Princeton University Library



32101 068762655